Loder del. Blaschke sc.

Vermischte Schriften.

Von

A. G. Meißner.

A. F. v. Schrenk.

Wien, 1814.
In Commission bey Anton Doll.

A |51| 193

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Vorerinnerung.

Mit welcher Sorgfalt man bemüht war, der Sammlung von Meißners Werken die möglichste Vollständigkeit zu verschaffen, — davon glaubt man durch diesen letzten Band seiner sämmtlichen Werke einen neuen Beweis zu liefern. Man scheute weder Kosten, noch Zeit und Mühe, um selbst unbedeutende Almanache, und vergessene oder wenig bekannt gewordene Sammlungen, und Zeitschriften mit größter Aufmerksamkeit zu durchgehen. So fand sich noch die prosaisch-poetische Blumenlese dieses letzten Bandes, welche meistens solche Aufsätze und Bruchstücke enthält, die in keine der vorhergehenden größern Rubriken dieser Sammlung füglich untergebracht werden konnten. Manche dieser Aufsätze gehören indeß zu den Vorzüglichsten, die je aus Meißners Feder geflossen sind. Was in diese Sammlung nicht aufgenommen wurde, ist sehr wenig und von der Art, daß es dazu gar nicht geeignet war, indem entweder der wesenlose Inhalt, oder die Unselbststän-

digkeit, oder der gänzliche Mangel des Passenden, oder das gänzlich verloren gegangene Interesse dasselbe ausschloßen; so z. B. eine Vorrede zu dem Buche: Über Frauenzimmer; ferner Tabellen über frühere Bevölkerung einiger Kreise von Kursachsen welche in der Quartalschrift abgedruckt; dann eine Tabelle über die Bevölkerung und die Sterblichkeit von Prag in den Jahren 1792 bis 1793. Was nur einigen Werth oder Anspruch an Aufnahme haben konnte, wird kein Liebhaber von Meißners vielseitigem Geiste hier vermissen.

Und so glaubt man auch den Manen dieses Schriftstellers volles Genügen geleistet, und die gebührende Achtung bezeigt zu haben.

Wien, den 30. December 1814.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Über die Pflichten eines Lehrers und den Unterschied von Schrift und Vortrag.

Eine Rede, gehalten bey dem Antritt der Professur in Prag, den 26sten November 1785.

Wenn der Mann, der seinen männlichen Jahren wenigstens eine Erfahrung, seinem Bestreben nach Bildung des Geistes wenigstens einige Kenntniß, und dem Studium seiner selbst wenigstens einiges Gefühl von eigener Stärke oder Schwäche verdankt, — wenn dieser Mann plötzlich seine Bestimmung verändert, seine Arbeiten verwandelt, seinen Wirkungskreis erweitert sieht; wenn ihn aus dem Zirkel selbstgewählter weniger Freunde, wohl gar aus der Einsamkeit seines Studierzimmers heraus, plötzlich sein Schutzgeist entrückt, einer zahlreichen Menge darstellt und ausruft: „Hier wandle fortan, würdig dem Vertrauen, das in dich gesetzt ward; würdig der Stimme deines eigenen Herzens!" — O dann, dann ist es ja wohl billig, daß ein solcher an dem Geburtstag eines neuen Lebens sich selbst befrage: was war bisher meine Pflicht? und was wird sie

künftig seyn? daß er mit sorgsamem Blicke das Ähnliche sowohl, als das Abweichende seiner sonstigen und seiner nunmehrigen Geschäfte untersuche: daß er absondere, was wegfällt; dem nachstrebe, was nöthig wird für die Zukunft; kurz, daß er, indem er noch am Scheidewege seiner Laufbahn steht, vor- und rückwärts dieselbe überblicke, um aus den Vorräthen seiner Erfahrung und seines Nachdenkens zu sammeln, was ihm nützt und unterrichtend seyn könne; oder um auch bey fremdem Reichthum zu borgen, was eigener Mittelmäßigkeit abgehen dürfte.

Dieß, meine Herren, Dieß heute mein Fall, da die Huld eines Monarchen, den die Mitwelt bewundert, ehrt und liebt, den die Nachwelt anbethen wird, mir ein Lehramt anvertraut, das mit einem Mahle eine neue Epoche in mein bisheriges Leben bringt; schneller meine Arbeiten, meine Pflichten, meine Bestimmung wandelt, als ein lauter Mittagswind thut, wenn er in eine winterliche Gegend dahin führt. — Denn, wenn auch schon von meinem Jünglingsalter an, der Durst nach Wissenschaften mein innigster, mein reinster Wunsch zu seyn pflegte, wenn ich gleich mit dankbarer Rührung bekennen muß, daß die Musen oft eben so meine höchste Wonne mehrten, als sie meinen tiefsten Kummer milderten, wenn ich gleich mehrmahls wagte, die Spielwerke meiner Nebenstunden, das was mein Geist durchdacht, aufgespäht, verändert, oder auch vielleicht erfunden hatte, dem kunstrichterlichen Urtheil meiner Mitwelt zu unterwerfen; wenn selbst bey mancher heimlichen Bedrückung, oder unverdienten Feindschaft, doch des aufmunternden Beyfalls stärkere Stimme mich zu höherem Bestreben anfeuerte; —

so habe ich doch nie bisher einen Platz, wie dieser heutige ist, betreten; habe nie den mündlichen Lehrer, sondern höchstens den durch Schrift und Druck gemacht.

Billig daher, daß ich, ehe ich noch diese Stelle bestieg, einen aufmerksamen Blick in die Vergangenheit und Zukunft warf! daß ich, um auch bey dieser letzteren vielleicht nicht unverdienten Beyfall zu erringen, vor das Auge meines Geistes alle die Pflichten rief, die einem Lehrer zukommen; daß ich ausging, von der einfachen Straße des Unterrichts, zu den zwey Wegen, in welche er sich spaltet; die oft zusammen kommen, und eben so oft wieder sich trennen. Mit einem Wort, daß ich überdachte: was kann man eigentlich vom Lehrer fordern? Und worin unterscheidet sich der Lehrer am Hörpult und der am Schreibetisch von einander?

Sonderbar klingt es, wenn einer der Ersten von Deutschlands Dichtern und Kritikern spricht: Schon dazu gehöre manchmahl viel, daß der Schriftsteller sich selbst vollkommen verstehe, und noch sonderbarer dürfte es vielleicht manchem meiner Zuhörer dünken, wenn ich jetzt dieß Selbstverstehen zum ersten Bedingniß eines Lehrers, — gleich viel noch, ob er Dieß durch Zunge oder Feder sey! — machen will. Sich selbst völlig verstehen, was kann leichter klingen, und was kann oft schwerer seyn! Muß Derjenige, der Dieß mit Wahrheit von sich rühmen will, nicht erst nach Ursache und Wirkung, nach Grund und Folgen, nach einzelnen Theilen und nach Verbindung des Ganzen, den Stoff überdacht und durchdrungen haben, den er vortragen will? Muß er nicht, wenn er Lücken und Sprünge gehörig vermeiden, nie durch Scheinweisheit täuschen, noch unter falscher Larve sein Minderwissen verstecken

will, zuvor jedes dunkle Gefühl in klare Einsicht, jede gutwillige Vorneigung in unparteyische Überzeugung verwandeln? Muß er nicht Einwürfe aufgefunden, geprüft und widerlegt haben? Muß er nicht, um eines erhabenern Gleichnisses mich zu bedienen, wie der Schöpfer des Weltalls am Tage der Ruhe that, die ganze Reihe seiner Begriffe übersehen, und sein neues Werk noch ein Mahl ordnen, bevor er ausrufen darf: Jetzt erst ist Alles sehr gut!

Und nun frage ich Alle, die bekannt mit dem Gange der menschlichen Erkenntnisse geworden sind: Wie äußerst selten nur kann der Fall eines solchen ruhigen und frohen Überblickens seyn? Wie unendlich sind die Schwierigkeiten, die jedem ersten und anhaltenden Forscher in den Weg sich stellen? Mit welcher täuschenden Freude glauben wir oft die göttliche Wahrheit zu umarmen, und finden in nächster Minute mit desto kränkenderem Wechsel, daß es nur Ixions Wolke gewesen sey? Wie mißtrauisch macht ein solcher Fall uns gegen hundert ähnliche? Wie viel schwieriger wird mit jedem Tage selbst durch die Menge der Vorarbeiter auf dem wissenschaftlichen Pfade, der Grad der Gewißheit: welcher wohl unter diesem sich widersprechenden Haufen Wahrheit oder Irrthum lehre? Und wie unendlich oft müssen wir, wenn Widerstand von außen, Schwäche oder Mißmuth von innen, und Zweifel von jeder Seite her, uns bedrohen, endlich mit dem trügerischen Schein einer Wahrscheinlichkeit, der wir selbst kaum glauben, uns begnügen?

Wenn in Fällen dieser Art der Gelehrte doch es wagt, den Lehrer zu spielen, so ist es unumgänglich beynahe, daß er gegen jene Pflicht verstößt, die An-

fangs so leicht ihm dünkte; daß er nähmlich Dinge vorträgt, die er halb nur, oder gar nicht versteht. Daher jener unzusammenhängende Vortrag, den einer von unsern größten Philosophen, einen Archipelagus nennt, wo es der Inseln viele, doch keine Brücken zu ihrer Verbindung gibt. Daher der trockene, seelenleere Ton so vieler Anderer, die treuherzig nur immer die Worte ihrer Vorarbeiter nachlallen; in der gütigen Vermuthung: Dasjenige, was ihnen dunkel bleibt, werde denen wenigstens hell gewesen seyn, welchen sie ihre Kenntnisse abborgen. Daher selbst oft der Orakelton Derjenigen, welche der größere Haufen als Köpfe von erster Größe, als tiefeindringende Weltweise bewundert, weil sie unter hochtrabenden Worten oder unter einem Schwall gelehrtklingender Kunstausdrücke, Das, was der Klarheit ihrer Ideen abgeht, listig zu verstecken wissen. — Dunkel zu seyn und mißverstanden zu werden, war freylich oft das Loos solcher Männer, deren Kräfte das Maß gewöhnlicher menschlicher Kräfte überstiegen. Zehn Menschen vielleicht verstanden kaum in ganz Brittannien des unsterblichen Neutons schöpferische Regeln, und ihn selbst kostete im Alter der kränkende Gedanken, sich nicht mehr fassen zu können, eine bittere Thräne. Aber oft mühen wir uns, die Räthselsprache eines Mannes zu entziffern, der sich selbst nicht versteht, noch je verstand. Oft zergliedern wir, mit nur zu anhaltendem Fleiße Lehren, in welchen uns der Inbegriff aller menschlicher Weisheit zu liegen scheint, und staunen, wenn wir zum Lohne nur eine schimmernde Unrichtigkeit finden. Oft werden wir auch von Anfangs lichtscheinenden, gebahnten Wegen plötzlich in Wüsteneyen und Wälder entrückt, bloß weil unser Füh-

ler, nur mit den einzelnen Theilen seiner Laufbahn bekannt, nie das Ganze zu überblicken vermocht hatte.

Schwierig ist also dieß Selbstverstehen im weiten eigentlichen Verstande des Wortes, ist des Lehrers erste Pflicht; — aber mit nichten seine einzige! Es kann Vorrathshäuser geben, mit Reichthümern jeder Art angefüllt, und doch unnütz für das Land, sobald der Schlüssel zu ihnen gebricht. Es gibt Männer, die glücklich kühn bis in das innere Heiligthum der Wahrheit eindrangen; aber die Zunge, die wieder erzählt, der Griffel, der niederschreibt, was sie sahen, hörten, fanden, fühlten und erkannten — diese Zunge und diese Griffel gebrechen ihnen leider. Männer dieser Art können erbauen durch ihren Wandel; können alles Glück des Weisen und des Tugendhaften auf ihrem einsamen Zimmer, oder im kleinen Kreis ihrer Wirkung schmecken; aber zu Lehrern taugen sie nicht. Denn des Lehrers zweyte Hauptpflicht ist, daß er nicht minder auszustreuen, als einzusammeln verstehe; daß er weise das Selbsterworbene auf Andere wieder überzutragen wisse; hundertfältig mit seinem Pfunde wuchere; und am Feuer seiner Kenntnisse, den Jüngern oder Mindererfahrenen gern sich wärmen lasse. Und hier nur ist der Ort, wo der Pfad des Schriftstellers und des Lehrers im engen Verstande, zuweilen sich scheidet, und zuweilen sich durchkreuzt!

Ein Buch lesen, und einem Lehrer zuhören, scheinen bey dem ersten Überdenken zwey ziemlich gleichbedeutende Handlungen. Beyde haben einerley Zweck, oder sollen wenigstens ihn haben; Erwerbung neuer Kenntnisse, oder Berichtigung der ältern. Aber verschieden sind schon die Sinne, die bey dieser Gelegenheit dem

Geiste seine Nahrung zuführen; Jeder von ihnen hat seine Vorzüge und seine Mängel. Tiefer dringt der Ton der gehörten Lehre in mich ein; sicherer wirkt der gelesene und wieder gelesene Schriftsteller. Erleichtert wird mir das Verständniß vom Inhalt einer Rede durch des Nachdrucks richtige Vertheilung. Erhellter wird meine Kenntniß, indem ich Buch mit Buch vergleiche. Schwäche des Körpers verhindert mich oft, diejenige Lehre bey dem Hören zu verstehen, die ich bey dem Lesen auf bessere Stunden verspart und dann verstanden haben würde. Schwäche des Geistes hingegen freut sich einer Zurechtweisung mündlicher Weisheit; für Tausende zugleich kann der sprechende Lehrer nützen, für eine anhaltende Folge der schriftliche. Unzählige von des Staates brauchbarsten Mitgliedern bildeten sich bloß durch aufmerksames Zuhören und Behaltung des Gehörten; einige unserer unsterblichsten Gelehrten wurden Dieß ohne einen Lehrsaal besucht zu haben. Leicht wäre es noch, diese Gegensätze um drey und vier Mahl zu verdoppeln, wenn wir jetzt auf das Vorzüglichste beyder Lehrarten, nicht auch auf die besonderen Pflichten einer jeden unser Augenmerk wenden wollten.

Richtigkeit jeder Idee war vorhin unsere Forderung an den Lehrer; Richtigkeit im Vortrag soll es nicht minder seyn. Denn was ist unumgänglicher, als daß angemessen der Ausdruck dem Gedanken sey, den er darstellen soll? Was ist billiger, als daß man von Demjenigen, der uns belehren will, Bekanntschaft mit den Gesetzen der Sprache, in welcher er redet, verlangt? und was ist mangelhafter, als die Gelehrsamkeit Mancher, die trefflich wissen und nachahmen, was Cicero sprach, die selbst dem stockenden Demosthenes

einzuhelfen vermöchten, die mit Britten, Franzosen und Wälschen nach ihrer Landesart sprechen, die aber dann Fehler auf Fehler häufen, wenn die Reihe auch an ihre Muttersprache kommt. Aber freylich gibt es selbst in dieser geforderten Richtigkeit Grade, und das gelindere Loos fällt hier dem Lehrpulte zu. Der Schriftsteller, des längeren Besinnens und Wiederbesinnens fähig, — fähig, Das was er niederschrieb, mehrmahls auszustreichen und umzuschmelzen, — muß, wenn er unseres Beyfalls würdig werden soll, correct im strengsten Verstande seyn; bey dem mündlichen Lehrer genügt es, wenn er nur richtig ist. Kritler sind es, die dann mit ihm rechten, wenn seine Sprache nicht die Sprache eines Buches ist; Kritler, die über Bindewort, ähnlich klingende Worte, und ungleiche Perioden sich ereifern; Kritler, die überhaupt verlangen, daß er mehr zum Ton einer aufgeschriebenen Abhandlung, als zu dem der Gesellschaft, oder höchstens des überdachten Gespräches sich hinneige.

Aber weit strenger werden dann bereits die Forderungen an den Vortrag eines Lehrers, wenn wir auf die zweyte, und in jedem Betracht wesentlichste Haupteigenschaft eines guten Styls, auf die Deutlichkeit, kommen. — Deutlichkeit besteht bekannter Maßen in dem richtigen Zusammenhange der Rede unter sich selbst. Bloße Befolgung der Sprachlehre ist hierzu nicht hinlänglich, wiewohl sie förderlich und unumgänglich ist. Denn jeder Periode, einzeln genommen noch so untadelhaft, kann durch die Nachbarschaft zum wahren Unsinn werden; Mangelhaftigkeit im Ausdruck, falsche Stellung der Worte können Dunkelheit — unbestimmt abwechselnder Gebrauch und unpassende Wahl können

Zweydeutigkeit hervorbringen: in keinem dieser Fälle leidet die Grammatik, aber der wahre Sinn geht dennoch verloren, oder wird erschwert zum wenigsten. Fehler dieser Art bleiben zwar Fehler, ich mag nun mit der Feder oder mit der Sprache selbst Unterricht ertheilen wollen; doch da die Folgen derselben sich so ungleich sind, so muß auch ungleich deren Zurechnung ausfallen. Die Schrift bleibt stehen, aber die Sprache verfliegt. Ich fasse diesen oder jenen Perioden eines Buches nicht: ich lese zwey, drey und vier Mahl ihn durch, und verstehe ihn endlich, wenn er nur dunkel, nicht widersinnig geschrieben war. Zeit wird freylich hierdurch mehr als nöthig war verschwendet, und der Grund zur Beschwerde ist bey dem Leser nur allzu gerecht. Aber weit gerechter noch ist gleichwohl die Klage des Schülers, wenn er durch die objective Dunkelheit des Gehörten plötzlich aus seinem Zusammenhange sich gerissen sieht. Weit gefährlicher sind die Lücken, die im Lehrsaale, als die am Studiertische gelassen werden. Ein einziges Mahl braucht ja nur Ariadnens Faden zu reissen, und Theseus findet vielleicht nie wieder den Weg aus dem Labyrinthe. Ein einziges Mahl nur braucht der Lehrer seinem Schüler unverständlich zu bleiben, und Stunden, Wochen wohl sogar, gehen für diesen Letzteren verloren. Er knüpft nie oder falsch, oder mit zehnfältiger Mühe den Faden seiner Begriffe wieder an.

Ja, eben deßwegen, weil Deutlichkeit des mündlichen Vortrags größtes und doch auch oft dessen schwierigstes Verdienst zu seyn pflegt, muß der Lehrer zuweilen nicht Fehler allein, sondern auch blendende Schönheiten sogar, außerhalb seinem Wege liegen lassen; muß gründlichen Vortheil höher als schimmernden

Schmuck zu schätzen wissen. Viel sind der Klippen hier, doch die gefährlichste vor allen besteht in einer gewissen Kürze, die allerdings für Gedrungenheit und für Verdienst bey dem Schriftsteller gelten kann, die aber am Lehrpulte bald zur Dunkelheit und zum Verstoße werden würde. Ein Beyspiel nur, und man wird hoffentlich ganz mir beystimmen! — Wer kennt den Tacitus nicht? Mit Ehrfurcht wird noch jetzt sein Nahme fast zuerst in der Reihe der Geschichtschreiber genannt. Bewundert wird seiner Worte Sparsamkeit, und seines Innhalts Reichthum; nachgeahmt ward er schon von Tausenden; gemißbraucht von beynahe gleicher Zahl. Aber eben dieser Tacitus, würde schlecht zum Lehrer taugen, wenn er hier eben so spräche, wie er dort schrieb. Ermüden würde seine Kürze im Verfolg, unverständlich seyn bald von Anfang her. Kalt würden wir bey seinen Sentenzen bleiben, und schwierig über seine Dunkelheit werden. Bey dem lesenden Publicum Männer vermuthen, die uns fassen, die uns zuvoreilen sogar, eine solche Vermuthung ist billig: einem kleinen Zirkel dort nur gefallen wollen, kann zuweilen Selbstverläugnung oder auch Selbstgefühl seyn. Aber zur Verständlichkeit seiner Hörer sich herab zu stimmen, zu streben, daß man lieber gefaßt, als angestaunt werde, das bleibt eines Lehrers unerlaßbare Pflicht. Denn unverständliche Kürze ist ja eben die größte von allen Weitläufigkeiten; ist für Unterweiser und Unterwiesene eine gleich zwecklose Verschwendung von Zeit und Kraft.

Aber freylich ist hier, wie bey allen Dingen unter dem Monde, Überschreitung der Mittelstraße möglich, und dann, wenn sie wirklich erfolgt, tadelnswerth.

Wer für allzu blöde seine Zuhörer hält, wer schon genugsam bekannte Dinge immer noch bekannter ihnen zu machen strebt; wer sich selbst, ohne gehörige Unterscheidung wiederhohlt, oder nicht fortschreitet, wenn es fortzuschreiten nur Zeit ist, der wird weitläufig und ermüdend; wird durch allzu großes Bestreben nach Deutlichkeit der guten Sache wiederum schädlich. Denn die Seele des Menschen — zumahl die Seele des Jünglings — stets nach Erweiterung ihrer Kenntnisse begierig, sieht sich mit Verdruß da, wo sie Sache zu finden verhoffte, durch einen Schwall von Wörtern aufgehalten; eilt immer dem Vortrag des Lehrers zuvor, und verachtet ihn eben dieses Zurückbleibens halber. Einem ungeduldigen Hauswirth gleich, der selbst gutes Korn verdrießlich wegwirft, wenn er von allzu vieler Spreu es sondern soll, verschmäht sie selbst nützliche Wahrheiten, weil die Einkleidung derselben ihr mißfällt. Zerstreuung tritt an die Stelle der anfänglichen Wißbegierde und der Lehrer kann bald vielleicht bey dem vollsten Hörsaal doch nur zu abwesenden Ohren sprechen.

Gebrechen dieser Art tragen die Merkzeichen der Gebrechlichkeit so offenbar, daß man der allgemeinen Übereinstimmung wegen, aller Mühe des Tadelns bey ihnen fast überhoben seyn kann; aber andere, die tiefer versteckt liegen, dürften leicht eben dadurch nur noch schädlicher werden, weil bloß ein geübteres Auge zu ihrer Entdeckung erforderlich ist. — Der Vortrag eines Lehrers kann oft jedes Gesetz der Sprache und jede Bedingung der Deutlichkeit erfüllen, dennoch gebricht ihm viel zum höheren Grade der Nutzbarkeit und der Vortrefflichkeit. Man hört, man versteht, man begreift

ihn wohl, aber das hinreissende Interesse fehlt; der Geist des Zuhörers gibt anderen Ideen Raum; oder muß sich wenigstens Zwang anthun, wenn er bey Aufmerksamkeit sich erhalten will. — Woher diese Trägheit, die selbst sonst thätige, wißbegierige Seelen anwandelt? Weil jenem richtigen und deutlichen Vortrage doch noch die dritte Eigenschaft eines jeden guten Styls, die Lebhaftigkeit abgeht. Weil seine Lehre noch eine bloße Zusammensetzung von Fleisch und Beinen, nicht aber ein Körper ist, den eine athmende Seele bewohnt. Nur dann, wenn durch diese dritte Eigenschaft, die nicht auf den Verstand allein, sondern auch auf unsere Einbildungskraft und Gemüthsbewegungen mächtig wirkt, alle Kräfte unserer Seele beschäftiget, die Beziehungen verstärkt, die Eindrücke verdoppelt, abstracte Begriffe sinnlicher, faßlicher, dauernder gemacht, leblose Gegenstände zu lebendigen Bildern erhöht worden — erst dann ist der Lehrer gewiß, seines Endzwecks weiteste Grenzen erreicht zu haben; erst dann schaltet er über die Seelen seiner Zuhörer, wie über sein Eigenthum; erst dann wird der Saame, den er ausstreut, Früchte tragen sieben- und hundertfältig. Aber, wie Dieß bewirken? Wie eine so hohe Stufe ersteigen, da der Schritt zu den unteren schon so schwierig war? Allerdings nur dadurch, daß er so sorgfältig wie der sorgfältigste Schriftsteller am gehörigen Orte Ausdrücke wählt, die nicht bloße Zeichen der Willkür sind, sondern auch mit den Gegenständen, die sie darstellen, mit den Empfindungen, die sie erregen sollen, eine gewisse Ähnlichkeit haben! Allerdings nur dadurch, daß er weise zuweilen Abänderung in den Gang seines Sprechers bringt, daß er da, wo etwas figürlicher

Ausdruck nicht bloß als Schmuck des Vortrags, sondern auch als ein Beförderungsmittel des Eindruckes zu betrachten, glücklich kühn darüber schaltet; daß er nicht des Contrasts mächtige Hülfe, der Beyspiele erläuternden Reitz, selbst nicht der Vergleichung belehrende Ähnlichkeit verschmäht!

Ich habe hier der Anforderungen viel zusammen gefaßt, und der Einwürfe nicht minder zu erwarten. Wie? (dürfte man fragen) wird nicht dadurch, daß man auch figürlichen Ausdruck dem Lehrer anräth, zu schwülstig und zu zweydeutig seine Sprache, er selbst nicht mehr allzu sehr ein eigentlicher Redner, wohl gar ein Dichter werden? Sollten seine Erläuterungen nicht bald zur Ausschweifung, und diese wieder zur Verirrung sich verkehren? Wird er sich nicht dadurch von jener edlen Einfalt entfernen, die der Wahrheit ziemt? Gibt es nicht Wissenschaften, wie z. B. Mathematik, Metaphysik u. a. m. die den ungekünstelten, einfachsten Vortrag erfordern? Selbst in Büchern verzeiht man ja den Materien dieser Art ihren trockenen Schulton der Gründlichkeit halber, und von dem Lehrpulte herab sollen sie gezieret und blumig vorgetragen werden? — Wahrlich nein, Das sollen sie nicht; alle diese Einwürfe treffen nur das von uns selbst schon getadelte Übermaß, den rechten Gebrauch treffen sie keineswegs. Der schöngeisterische Ton, der empfindelnde Styl, der blumige Vortrag gehören freylich nicht für die Doctrinen ernster Art; es ist die Frage noch, ob sie irgend wohin gehören! Aber ganz etwas Anderes ist eine gewisse Wärme, eine gewisse Lebhaftigkeit, deren Grad der Nutzbarkeit sogar desto höher steigt, je ernster der Lehre Grundstoff wird. Wer Geschichte, Naturkunde, Be-

redsamkeit und Dichtkunst lebhaft vorträgt, hat Verdienst; ein größeres, wer bey speculativer Philosophie, bey trockenen Menschensatzungen oder bey Botanik ein Gleiches bewirkt: und wer selbst Onthologie mit Unterhaltung verbindet, — gewiß der Öhlzweig in den isthmischen Spielen ward Manchem zu Theil, der es minder als Jener verdiente.

Eine einzige Beobachtung genügt, wie mich dünkt, um unwiderleglich meine Meinung zu machen. Lesen einer Schrift ist selten an eine gewisse Tagesstunde gebunden; noch seltener die Dauer dieses Lesens bis zur Minute bestimmt; das Hören in akademischen Sälen ist Beydes. Wenn nun wirklich große Kenner der Natur geradezu bezweifeln, daß der menschliche Geist seine ganze Aufmerksamkeit stundenlang mit gleicher Stärke auf einerley Gegenstand richten könne; wenn tausend Beyspiele in jedem Hörsaale leicht aufzufinden, dieses Zweifels Gründlichkeit gewähren, so muß ja allerdings der mündliche Lehrer noch größeren Fug als selbst der schriftliche haben, jedes Hülfsmittel aufzubiethen, das fester an ihn seines Schülers Seele feßle; so muß er inniger noch als jener streben, Leben in seine Worte, Wärme in die Reihe seiner Sätze zu bringen. — Warum hing an dem Munde des Plato die ganze edle Jugend Griechenlands? Warum schätzte ihn Syrakus so gut als Athen? Warum gehorchte selbst Dyonisius ihm? Wahrlich, nicht bloß weil Weisheit in seiner Lehre, sondern weil auch Wohlredenheit in seinem Munde, Zierlichkeit in seinem Ausdrucke war. Warum war unter uns Abt in so jungen Jahren und durch ein einziges Werk von Belang unsterblich? Weil seine Weltweisheit Hand in Hand mit der Geschichte erschien;

weil er in seinem Buch vom Verdienste jetzt als scharfsinniger Beobachter, jetzt als ein warmer, seiner Begeisterung ganz voller Mann, zu sprechen wußte.

Besorgen Sie nicht, meine Herren, daß ich hier in alle jene zusammengefaßte Hülfsmittel der Lebhaftigkeit auch nun einzeln eindringen werde? So lehrreich immer diese Materie im Ganzen wäre, so sehr sie einer genauen Untersuchung bedürfte, so würde doch Derjenige, der nach Würden diesen Stoff bearbeitete, nicht eine Rede, sondern ein Buch Ihnen herlesen müssen. Nur Dieß erinnere ich noch; daß wenn ich vorhin sagte: daß der Sprache ganzer Schmuck vor dem Lehrer, wie vor dem Redner und Dichter liege; wenn ich behauptete: daß er dreist sich dessen bedienen könne; ich doch keineswegs gesagt haben wollte, daß er Dieß mit gleicher Stärke, gleichem Anhalten thun dürfe. Ihre Endzwecke sind sich zu ungleich, als daß auch der Gebrauch der Hülfsmittel völlig der nähmliche seyn könne. Der verständige Lehrer wird stets aller jener Vortheile nur wie eines Gewürzes sich bedienen, das sparsam und am rechten Orte genützt, veredelt, in großer Menge verderbt. Aber die Grenzen ihm vorzeichnen wollen, in welchen er sich zu halten habe; Dieß, ich wiederhohle es, ist für jetzt zu lang, ist überhaupt nicht wenig schwierig. Denn hier ist es, wo der Lehrer seines kritischen Genies Meisterprobe ablegen, wo er nach Zeit, Art, Gegenstand und Zuhörer, Abänderungen treffen, wo er weislich Schwulst von Wärme, Dichterfeuer von Unterweisungston, Erweitern von Erläuterung unterscheiden, wo er brüderlich Geschichte mit Philosophie, Philosophie mit Geschichte, mit Beyden das Studium der leblosen und belebten Natur ver-

binden muß. Wen hier nicht ein feines Gefühl bey allen Schritten begleitet: wer bloß durch Kunst den Abgang der Natur, durch erzwungenen Rausch den fehlenden inneren Eifer zu ersetzen gedenkt; wer Minerva's Priester werden will, ohne Minerva erst um Rath befragt zu haben, dem wird es, sorge ich, nie ganz gelingen.

Noch verlangen die meisten Theoretiker von einem guten Styl, als das vierte Erforderniß, Schönheit. Nicht ohne Vorbedacht überging ich sie bis jetzt: nicht ohne Vorbedacht werde ich auch nun bloß mit wenigen Worten sie berühren: denn minder dünkt sie mir eine vierte besondere Eigenschaft, als vielmehr das Resultat von Zusammenfluß der vorigen Dreye zu seyn. Ist dem Sprachgesetz durch Richtigkeit, dem Verstand durch Deutlichkeit, der Einbildungskraft und den Affecten durch Lebhaftigkeit Genüge geschehen, so weiß ich nicht, welche Forderung noch zu befriedigen übrig wäre; so entsteht, meinem Gefühle nach, eben aus dieser einstimmigen Zufriedenheit, aus dieser Einheit im Mannigfachen, der Begriff der Schönheit. Wer einen gewissen sorgsamen, bis zum kleinsten Wort sorgsamen Bau der Perioden, Achtsamkeit in Übergängen, und feines Gefühl für Wohlklang zu Bedingnissen der Schönheit macht, der geht theils in diejenigen Begriffe über, die wir schon von Deutlichkeit und Lebhaftigkeit gaben; theils fordert er einen Rythmus, dessen der Vortrag des Lehrers leicht entbehren kann, und der, allzu sorgfältig erworben, mehr ein Zeitverlust als ein Sachgewinn seyn würde.

Überblickt wären also, obschon mit viel zu flüchtigem Auge — dieser Ort und dieser Stunde Kürze sey

nie

nie Entschuldigung! — des Vortrags hauptsächlichste Pflichten. Aber sehr würde wahrlich Derjenige irren, welcher glaubte, daß alles Dieß mehr als ein kleiner Theil des Ganzen wäre. Wie so manche Fragen von der Lehrart überhaupt, von den Gebrechen, die den Stoff selbst, nicht dessen Einkleidung bloß betreffen, von den persönlichen Eigenschaften eines Lehrers, und von dem Plan einer ganzen Disciplin, die, wenn sie nun vollendet worden, vor den Geistes-Augen des zurückblickenden Schülers da stehen muß, wie der Grundriß eines edlen Gebäudes, sich gleich in Angabe, Ausführung und jedem einzelnen Theile — o wie so manche Fragen dieser Art bleiben noch unerörtert!

Wie wichtig z. B. ist der Anfangs geringscheinende Punct: Ob ein Lehrer auch Wiederhohlung anbringen dürfe? und wenn er es darf, unter welcher Beschränkung? — Wie zweifelhaft ein anderer verwandter: Ob er auf die Feder des Niederschreibenden, oder bloß auf das Ohr des Aufmerksamen Rücksicht nehmen müsse! Wie unübersehbar wird dann das Feld, wenn wir das Land der Wissenschaften unter sich wechselseits betrachten! Und wie schwierig ist endlich der Stoff, wenn wir nicht den Kopf allein, sondern auch das Herz des wahren idealisirten Lehrers zu schildern versuchten! Alles Materien, die, auch ohne Schwatzhaftigkeit behandelt, Gelegenheit zu stundenlangen Reden darbiethen! Alles Materien, die ich jetzt, da ich doch nur sie bloß angeben, nicht ausführen kann, stillschweigend übergangen haben würde; drängte nicht allzu lebhaft sich der Wunsch in mir empor: Sie sämmtlich zu überzeugen, daß ich wenigstens nicht mit sorgloser Seele oder leicht

befriedigter Eigenliebe meines zukünftigen Berufes Pflichten betrachte; daß ich Manches noch, was ich jetzt nicht darzustellen vermag, wenigstens bey mir selbst erwogen habe, und auch künftig zu erwägen gesonnen bin.

Meine Herren, ich blicke in der Versammlung umher, die mich umgibt, und ich sehe so manchen Mann in ihr, der alle die Pflichten, von denen ich sprach, lehrte durch die That; der nur Vorbild und Muster für die Zukunft zu seyn vermag; ich sehe noch Mehrere, genährt durch den Geist der Alten, eingeweiht in den Künsten der Neueren: Männer von jedem Range und von jedem Werth. — Vor Zuhörern dieser Art fürchte ich gesprochen zu haben, wie einst Phormio, als er in Hannibals Gegenwart von den Obliegenheiten eines Feldherrn redete; aber doch hoffe ich, Trotz dieser Kühnheit, ein gelinderes Urtheil von Ihnen. — Sie alle wissen die Veranlassung meiner heutigen Rede. Die Huld eines Monarchen, dessen Gleichen man fruchtlos in der glorreichen Reihe von Habsburgs Heldenstamm suchen würde, hat mich zu einem Lehrstuhl auf hiesiger Akademie berufen. Zu schwach ist meine Stimme, als nach Würden einen Fürsten zu preisen, der mit dem ersten Schritt zum Thron einer neuen Schöpfung zu blühen befahl; der mit nimmer müdem Eifer seines Thrones Glanz, seines Ruhmes Umkreis, seiner Völker Glück zu vergrößern sucht, der fremden Künsten huldreich winkt, einheimischen ein verstärktes Gedeihen gibt. Für den Aberglaube kein Schreckniß, Vorurtheil keine Stimme, Gemächlichkeit keinen Reitz und Schmeicheley keine Verführung hat. Zu schwach

bin ich auch, um nach Würden unter der Zahl seines verdienten Großen Denjenigen zu loben, in welchem Österreichs Akademien ihr Haupt, Österreichs Literatur seinen erleuchteten Beförderer, jede Tugend, jede Kunst, jede Wissenschaft ihren Freund, ihren Beschützer verehrt. Schon durch so viele Thaten, schon durch so manche ausgestreute, blühende und bereits reifende Saat ist Swietens Nahme, sein ererbter Seelenadel, hochachtungswerth für unsere Zeiten, unvergeßlich für die kommenden geworden; meiner wenigen Worte bedarf er daher nie. Selbst mein ungekünstelter Dank, — wenn ich in seiner natürlichen Wärme ihn vortrüge, dürfte leicht mit dem Tone des Schmeichlers verwechselt werden, mit demjenigen Ton, zu welchem nie meine Feder, selbst bey dem sichersten Lohn sich erniedrigte; zu dem auch mein Mund, so Gott will, nie sich erniedrigen soll. Aber o! daß statt dieses unterlassenen wörtlichen Dankes, ein anderer, — meine innigste Begierde, so wie die Begierde jedes rechtschaffenen Mannes! — desto besser mir gelänge! Der Dank nähmlich, der durch Aufbiethung meiner Kräfte, durch möglichste Erfüllung meiner Pflichten ganz diejenige Huld rechtfertigte, die aus meinem bisherigen Vaterlande in ein neues Vaterland mich berief.

Und deßfalls — deßfalls, meine Herren, blicke ich noch ein Mahl in den ehrenvollen Kreis Ihrer Aller herum, und bitte und beschwöre Sie: helfen Sie mir, so viel es an Ihnen liegt, die Erreichung meines Endzweckes befördern; befördern Sie durch gütige Nachsicht sowohl, als durch gutmüthige Belehrung; durch Unter-

stützung und Freundschaft; durch Zutrauen am rechten Orte! Willig habe ich in Sachsens Hauptstadt, meinem zehnjährigen Wohnplatz, so Manchen zurück gelassen, der mit einiger Wärme um mich seinen Arm schlang, oder willfährig im Bedürfniß seine Hand nach mir ausstreckte. Willig habe ich Bande des Blutes, des Geistes und der Geschäfte zertrennt; nicht auf eine günstige, mir neugeöffnete Aussicht, nicht auf die Reitze der Gewohnheit und väterländischer Gebräuche geachtet. Der Ruf hierher schien mir ein Ruf der Vorsicht zu seyn, und willig habe ich ihn befolgt, ohne Scheu, ohne Zurückblick und Thräne. — Wahrlich auch kein Anschein bis jetzt, der Reue mir weissagte. Wenig sind noch der Tage, die ich zu Prag verlebte: viel schon der Merkzeichen von Huld und Güte, mit der man mich empfing; mit der man mir zuvor kam sogar. Selbst diese zahlreiche Versammlung, die Gegenwart so Mancher, denen ich Achtung und Ehrfurcht schuldig bin — mit Dank erfüllt sie mein Herz, mit freudiger Hoffnung meine Seele. O daß zur Wirklichkeit diese Aussicht würde, daß die Zeit nie einreisse, sondern aufzubauen fortführe! Eines wenigstens soll sie, die so viel zerstört, erst mit meinem Leben zu zertrümmern vermögen: meinen Eifer nähmlich, nützlich zu seyn in meiner Pflicht, zu gefallen, dem wahrhaft Edlen, zu dienen dem wahrhaft Guten.

Billig nun, daß ich auch zu Denen mich wende, denen ich künftig zum Lehrer bestimmt bin; deren Liebe, deren Achtung, deren eigener Nutzen mir fortan so unendlich eines Lehrers, wenn er nach dem Beyfall

einer so zahlreichen Menge streben will; mein Vorhergegangenes beweist Dieß schon genüglich. Noch schwerer ist dann sein Amt, wenn empfindsam seine Seele, zart sein Gewissen ist. Auf ihm, auf ihm allein kann oft das Schicksal von Tausenden seiner Zuhörer lasten. Sie gehen irre, weil er sie irre führte, und die Waage, die ihre Fehler wägt, theilt ihm billig der Zurechnung größere Hälfte zu. Weh seinem Gewissen dann! aber auch weh seiner empfindsamen Seele, wenn er nach Zueignung ringt und Haß oder Verachtung erbeutet; wenn er mit Mühe aussäet, und Undank dafür einerntet. O dann, dann kann sein Leben zum Schwachen auf der Folter, zum nagenden Krebs, zum langsam röstenden Feuer werden. Doch weg mit Bildern dieser furchtbaren Art! Ich habe keinen Grund vor Schicksalen dieser Gattung mich zu fürchten: den Zeugnissen unparteyischer Freunde zu Folge empfängt mich hier Liebe und Vertrauen; Gegenliebe und der thätigste Fleiß sollen meine Vergeltung seyn.

Eine schädliche Freundinn ist oft die Erwartung: allzu schnell verkleinert zuweilen ihr anfängliches Vergrößerungsglas. Selbst Verdienste von der zweyten Classe verdunkelt sie ganz, wenn sie vor dem allzu gütig den ersten Rang ihnen anwies. Ich weiß nicht, meine Herren, in welchem Maße Sie auf meine Kräfte zählen; und im Gericht mit mir selbst würde ich beben, wenn allzu günstig ihre Hoffnung seyn sollte. Aber darauf rechnen Sie wenigstens, daß in der ganzen Summe meines geistigen Vermögens nichts sich befindet, was ich nicht willig am rechten Orte vor ihnen enthüllen werde: daß mein Herz keinen Win-

kel, mein Geist keine Lässigkeit haben soll: und daß kein Vergnügen dem Bewußtseyn gleichen kann, daß ich dann empfinden würde, wenn einst am Ende meiner Laufbahn, sey sie lang oder kurz, sey sie blumig oder dornig, Ihr Dank mich begleiten, Ihre Liebe dauernd mein gewesen seyn sollte.

Ein Paar Worte zu Herrn Bibliothekär Canzlers Gedächtniß.

Der frühe unvermuthete Tod des Herrn Bibliothekär Canzler hat am 16. October 1786 das literarische Publicum um eines seiner würdigsten Mitglieder, dieses Journal (die Quartalschrift) um einen seiner thätigsten Gehülfen, die Menschheit um einen edlen Mann, und mich um einen Freund gebracht, dem ich mit wärmster Liebe verbunden war, und von dem ich sicher glaubte: er würde meiner Gruft eher, als ich der seinigen eine bedauernde Zähre schenken. Da ich einige seiner vorzüglichsten Lebensumstände den freundschaftlichen Gesprächen mit ihm und seinem würdigen Bruder *) und die Kenntniß manches Charakterzuges meiner eigenen Erfahrung verdanke; so hoffe ich, viele meiner Leser werden es gern sehen, wenn ich einige Blätter hier seinem Andenken weihe. Ach er war in seinem Leben so werth, gekannt, geschätzt und geliebt

*) Unsers berühmten Statistikers Hrn. Oberrechnungsrath Canzler. Auch ihn kann ich mit Vergnügen als einen meiner besten Freunde betrachten.

zu werden, daß man auch nach seinem Tode sein Gedächtniß zu erhalten suchen muß! Und welcher Platz könnte dazu schicklicher, als hier in dieser Zeitschrift seyn, die zum Theil ihm selbst ihre Entstehung verdankt? — Sey es immer, daß sein Schicksal darin dem Schicksal der meisten Gelehrten glich, daß bey ihm Talent und Herz merkwürdiger, als Begebenheiten waren. Von Personen, die man werth hält, bewahret man auch kleine Umstände, die durch sie selbst zu Merkwürdigkeiten werden, gern auf.

Carl Christian Canzler ward 1735 den 30. September zu Buckhardtsdorf bey Chemnitz geboren, wo sein Vater damahls ein mit ansehnlichen Freyheiten begabtes Erb- und Lehengericht besaß. Vom 11. bis zum Schluß des 18. Jahres genoß er des Unterrichts auf dem Chemnitzer Lyceum, wo unter Andern unser trefflicher Literator, Herr Hofrath Heyne, sein Mitschüler uud Freund war. Schon damahls zeigte er eine Liebe zu den Wissenschaften, die ihn vor Vielen unterschied, und die nur selten ihm erlaubte vor 1 Uhr des Morgens schlafen zu gehen *).

Ein anderer gleich darauf folgender Zug scheint mir dem frühen unermüdeten Wahrheitsforscher zu charakterisiren. Denn sein ganzes erstes akademisches

---

*) Auf Heyne, Gottleber, die beyden Canzler ꝛc. bezieht sich vorzüglich, was der nachherige Rector zu Grimma, von dem großen Fleiße seiner Schüler in Chemnitz sagt, in seiner 1779 zu Leipzig heraus gekommenen Beantwortung auf die Frage: cur haec aetate nostra non tot juvenes bene praeparati, litterisque tam probe instructi in Academias ut olim veniant.

Jahr zu Wittenberg (wohin er gegen Ende 1753 ging) verwandte er zum theologischen Studium; nicht um sich dem geistlichen Stande zu weihen, — selbst ein Paar mit Beyfall gewagte Predigten konnten ihn dazu nicht locken — sondern nur um bekannter mit dem mannigfachen Systeme der Menschen in Glaubenssachen zu werden.

Wittenberg scheint ihm nicht gefallen zu haben. Als sein Bruder 1755 seine akademische Laufbahn in Leipzig antreten wollte, kam auch er dorthin. Schon damahls liebten sie sich mit einer Liebe, wie sie äußerst selten bey Brüdern sich findet; mit einer Liebe, die unveränderlich durch ihr ganzes Leben dauerte. Sie wählten Beyde jetzt zu Leipzig das Studium der Rechte, blieben auf dieser Akademie, bis der siebenjährige Krieg ausbrach, und gingen dann nach Göttingen. — Mit mancherley Hindernissen hatten sie dort zu kämpfen. An Unterstützung von ihrer Heymath aus, gebrach es ihnen. Mühsam hatten sie bisher ihren Wissenschaften obliegen, und zugleich den Mangel von sich entfernen können; fast unmöglich schien es ihnen für die Zukunft zu werden. Aber ein günstiges Ungefähr, von einem kleinen Wagstück begleitet, zog sie aus Sorgen und Bedrängniß.

Unter ihren Bekannten befand sich ein gewisser Nagel, ein Straßburger von Geburt, ein junger Mann, der schon ziemlich in der Welt sich umgesehen hatte. Denn seit 10 Jahren bereits war er von Straßburg abwesend, war in Ostindien gewesen, und nun seit 3 Jahren auf der Akademie zu Göttingen. Im Umgange mit ihm kam daher oft das Gespräch auf Straßburg, und da dort eben die 3 jüngeren Grafen von Brühl,

die Söhne des Premierministers, Karl, Heinrich und Moriz *) studierten: da bey ihnen noch verschiedene Sachsen sich befanden; so fiel es unsern Brüdern ein: ob nicht auch für sie diese Bekanntschaft und durch solche die unterstützende Freundschaft der Lehrer und anderer würdigen Männer zu erlangen seyn dürfte. — Gellert, dem noch von Leipzig her mein Freund persönlich bekannt war, unterstützte sie durch ein Empfehlungsschreiben an die beyden Pfeffel, deren Ältester, jetziger Juris consulte du Roi, damahls Hofmeister bey den Grafen von Brühl war, und so trat der jüngere Canzler, in Nagels Gesellschaft, die Reise nach Straßburg an, mit der Versicherung, seinem noch zurückbleibenden Bruder, wenn günstige Aussichten sich eröffneten, sogleich davon Nachricht zu geben.

Diese Aussichten eröffneten sich wirklich. Der berühmte würdige Schöpflin, an den Mascov, der bekannte große Geschichtschreiber, zum Vortheil des jüngeren Canzlers schrieb, und Hr. Professor Stöber, der selbst vordem Sachsen besucht, und seinem Versichern nach, dort manche freundschaftliche Aufnahme gefunden hatte, nahmen sich des neuen Ankömmlings mit so menschenfreundlichem Eifer an, daß bald tröstlich die Briefe lauteten, die er nach Göttingen schrieb, und daß mein verstorbener Freund in 3 Monaten nach Straßburg folgte. — In Gesellschaft der Grafen von Brühl,

*) Der älteste dieser Grafen, Karl von Brühl, ist vor wenigen Wochen aus den kursächsischen Kriegsdiensten in königl. preußische als Oberhofmeister der königlichen Prinzen getreten.

hörten sie jetzt alle Privattissima, die diesen jungen Herrn gelesen wurden; kamen in die Bekanntschaft mit den würdigsten Straßburger Gelehrten, und der freye Gebrauch, den Schöpflin und Silberrad von ihren großen trefflichen Bibliotheken ihnen gestatteten, war unfehlbar der Grund zu meines Freundes nachherigen literarischen Kenntnissen; ermuntert ward er zur Erwerbung derselben vorzüglich dadurch, daß Silberrad ihm die Verfertigung eines Katalogs von seiner Büchersammlung auftrug.

Zwey Jahre blieben sie Beyde hier, und ehe sie wieder in ihr Vaterland zurückkehrten, reisten sie so gesellschaftlich, wie fast ihr ganzes Leben zu seyn bestimmt schien, nach Paris, und ein neuer glücklicher Zufall eröffnete ihnen neue günstige Aussichten. Zu Paris befand sich damahls, Graf Moriz von Brühl, der Neffe des Ministers, derjenige würdige Staatsmann, der jetzt als kursächsischer Gesandter in England, auch die Achtung der brittischen Nation erworben hat, und dessen Seele, dessen Geist und Kenntnisse gewiß nicht meines Lobes erst bedürfen. Schon damahls ein wahrer Edler, ohne Prunk und Anspruch, empfing er beyde Brüder mit der zuvorkommendsten Güte, und würdigte sie von diesem ersten Augenblick an bis jetzt ununterbrochen seiner genaueren Bekanntschaft. Von ihm unterstützt, verweilten sie eine geraume Zeit in Paris, besahen Alles, was sehenswürdig ist, und verdankten seiner Vorsorge, seiner Empfehlung, ihren nachmahligen Ruf nach Warschau. — Nie hat mein Freund die ganze Zeit hindurch, als ich ihn kannte, den Nahmen dieses gelehrten, großmüthigen Ministers ausgesprochen, ohne schon durch den Ton der Stimme, durch

den Ausdruck seiner Rede zu erkennen zu geben, wie sehr er ihn hochschätze. Seine Verbindung mit ihm, durch nachherige größere Verpflichtungen verstärkt, dauerte durch sein ganzes Leben; und gleich nach dem Dienst seines Fürsten kam bey ihm jedes Geschäfte, das von dieser Seite her ihm aufgetragen ward *).

Zu Anfang des Jahres 1760 erhielt er den Ruf

*) Aber vergolten ward ihm dieser Diensteifer auch nicht durch thätige Unterstützung allein, sondern auch durch das ehrende Zutrauen und durch die gegenseitige Liebe, die dieser würdige Große ihm schenkte. Er ging ganz mit ihm auf den Fuß des Freundes um, nicht des Gönners, der er doch wirklich war. Noch in einem Briefe, den er nach erhaltener Nachricht von diesem Todesfall schrieb, bedient er sich der Worte: „die Thränen, die ich über das leider viel „zu frühe Absterben eines der redlichsten und gelehrtesten „Männer unseres Zeitalters vergieße, sind ein von allem „Eigennutz entblößtes Opfer, das ich der Asche des Ver„storbenen widme. Meine Bestürzung über diese traurige „Nachricht war unbeschreiblich; und die Betrübniß über ei„nen so unersetzlichen Verlust wird Euer ꝛc. desto glaubli„cher seyn, da Ihnen sowohl das Alter, als auch die Fe„stigkeit der Freundschaftsbande, die zwischen uns obgewal„tet, bekannt seyn wird." — In Briefen gewöhnlichen Schlages würde vielleicht ein guter Theil hiervon für Worte gelten; aber dieß geschieht gewiß nicht im Schreiben eines Mannes von so seltener Tugend und so erkannten Verdienste. — Wer mich kennt, der weiß, daß ich nie Zunge oder Feder zum kleinsten Lobe des bloßen Ahnen-Adels oder der bloßen Würde mißbrauchte. Auch kann hier Eigennutz weder von Vergangenheit noch Zukunft sich denken lassen. Aber einen würdigern Lobredner, als den Grafen Moritz Brühl, konnte mein Freund gewiß nicht finden.

als Unterbibliothekar bey der berühmten, und damahls einzigen pohlnischen öffentlichen Bibliothek des Bischofs von Kiew, Grafen Zaluski; er nahm ihn an, brachte die Büchersammlung in eine bessere Ordnung und verfertigte den Katalog zu der längst schon angekündigten, 1761 aber erst wirklich vollzogenen großen Doubletten-Auction.

Sein Bischof liebte ihn und hielt ihn seines Zutrauens würdig. Selbst bey den feyerlichsten Tafeln mußte er sein Tischgenosse, in mancher literarischen Untersuchung sein Gehülfe seyn. Der noch lebende Janoki, Oberbibliothekar und Canonicus zu Kiew, kam ihm mit wirklich ungeheuchelter Freundschaft entgegen; an keinem Bedürfniß gebrach es ihm, und sein Geist hatte der Mittel zur Bereicherung an Kenntnissen genug vor sich, und doch lebte er hier nicht vergnügt. Die theologisch = sophistische Streitsucht der bischöflichen Hofgeistlichen, die, so oft der Bischof abwesend war, bey der Mahlzeit jede Gelegenheit ergriffen, den vermeinten Irrgläubigen zu bekehren; die altpohlnische Heiligkeit, die nicht nur pünctlich in diesem Hause jeden Fasttag beobachtete, sondern sogar mit gemeinem Öhle (dessen Geruch schon meinem Freunde von Natur widerstand) die Speisen zubereitete; und endlich die dumpfigen unheitzbaren Örter, die bey seinem Antritt dieser großen kostbaren Bibliothek, mehr zum Begräbniß, als zur Aufbewahrung dienten; — alles Dieß machte meinem sonst genügsamen Freunde das Leben schwer; seine Gesundheit nahm ab; seine Munterkeit verschwand; und er sehnte sich viel und oft in sein Vaterland zurück.

Diese Rückkehr erfolgte endlich im März 1763,

da er nach dem Abgang des berühmten Herrn Hofraths Heyne — eines Mannes, in dem Sachsen den großen Gelehrten, den es an ihm besaß, zu schätzen nicht verstand! — als Bibliothekar in die Dienste des verstorbenen Premierministers, Grafen von Brühl, trat. Ihm ward die Wiederaufstellung dieser großen, an 70,000 Bände betragenden Büchersammlung allein anvertraut; mit ihr zugleich kam er auch 1768 — als sie bekanntlich mit der Kurfürstlichen vereint ward, in kursächsische Dienste.

Diese Vereinigung, so leicht auf dem Papiere, und so schwer in der Ausführung, war größten Theils sein Werk; sein Werk die nachmahlige Fertigung des Doubletten-Katalogs, verbunden mit mancherley Mühseligkeiten. Zwar waren der Hofrath Crusius und der Bibliothekar Frank — welcher Letztere mit der bunauischen Büchersammlung zugleich in kurfürstliche Dienste kam — seine Gehülfen und würdige Männer. Doch Jener fing bereits zu altern an, und Diesen nahm bald der Tod hinweg.

Im Jahr 1771 verfiel mein Freund in eine Krankheit, die seinem Leben zu drohen schien. Selbst sein Arzt, der doch durch manches Freundschaftsband mit ihm verbunden seyn sollte, verließ ihn, weil er seine Rettung aufgab. Ein glückliches Ungefähr machte ihn mit dem damahls zu Dresden befindlichen englischen Doctor, Baylies, bekannt. Dieser verwarf den Wahn der übrigen Ärzte, daß seine Krankheit eine Lungenabzehrung sey; empfahl ihm den Gebrauch der kalten Bäder, und rettete ihn wirklich dadurch. Von dieser Zeit an erhielt mein Freund eine Gesundheit, die ihm, — ach, daß es leider nur bey dem Anschein blieb! — ein hohes Alter zu versprechen schien; und

eben deßwegen wurden kalte Bäder für ihn ein Hülfsmittel, zu welchem er bey dem Anstoß jeder Unpäßlichkeit seine Zuflucht nahm, auch sich, so lange ich ihn kannte, dabey wohl befand.

In der Mitte des Jahres 1780 gelang es mir, genauer seine Freundschaft zu gewinnen. Schon 1776 zwar, als mich mein Schicksal nach Dresden verpflanzte, hatte ich Anfangs oft die dortige Bibliothek besucht; doch da ich damahls durch ein Ungefähr nur an die 2 anderen Herrn Bibliothekare mich wandte, und Schwierigkeit oft, Forderung selten in meinen literarischen Wünschen fand *) so entwöhnte ich mich dieser Besuche bald ganz. Aber in jenem Jahre bedurfte mein Alcibiades viele Nachschlagungen; an Canzlern wandte ich mich daher jetzt, und mit so willfähriger Thätigkeit, mit so zuvorkommendem Eifer empfing mich dieser brave Mann, daß ihn bald meine ganze Seele liebte; daß ich nichts mehr bedauerte, als so lange diesen würdigen Gelehrten nicht gekannt zu haben. Von dieser Stunde an wurden wir Freunde; blieben es unter so mancher literarischen Verbindung und nie — mit Gewißheit hoffe ich Dieß sagen zu können! — schlich zwi-

*) So entsinne ich mich immer noch (damit man obige Worte nicht für einen ungegründeten Ausfall halte) daß, als ich 1777 die Fabeln des Leo Baptista Alberti nur auf der Bibliothek lesen wollte und durch die Abschrift von einigen zu erkennen gab, daß ich sie zu nützen gedenke, der sonst wackere, aber etwas ängstliche Hofrath Crusius, mir ihre fernere Durchsicht versagte; und ein Anderer, um noch sicherer zu gehen, sie mit nach Hause nahm. — Dieß Eines von 100 Beyspielen.

schen ihm und mir der Unwille eines einzigen Augenblicks sich ein. — Ihm verdankte ich so manche Tröstung im Ungemach, so manche Unterstützung in meiner schriftstellerischen Laufbahn, so manche durch ihn sich mir darbiethende Kenntniß. — Mehrmahls habe ich dieß Letztere, während seines Lebens, bey einzelnen Aufsätzen*) bezeugt; auch nach seinem Tode wiederhohle ich im Ganzen genommen, dieß Geständniß mit Freuden.

Im Jahr 1783 erwarb ich mir ein Verdienst um meines Freundes literarischen Ruf, und gewiß auch um das Publicum überhaupt. Canzler wußte sehr viel: und an seiner Stelle, so nahe bey den größten literarischen Reichthümern, begabt mit unermüdetem Eifer, und unterstützt von einem Geiste, der leicht faßte, und tief eindrang, mußte man fast viel wissen; aber eine gewisse Bescheidenheit, die oft an Schüchternheit grenzte, hielt immer ihn ab, vor den Augen des Publicums aufzutreten. Eine Abhandlung über das deutsche Sylbenmaß, war ohne seinen Nahmen gedruckt und mit Beyfall aufgenommen worden. Noch weit mehrere Aufsätze, ganz oder halb vollendet, ruhten in seinem Pulte; und sein Gespräch — zumahl wenn man ganz allein ihn sprach — verrieth immer den Mann, der einen großen Schatz von nützlichen Materialien eingesammelt habe. Jetzt bewog ich ihn endlich, Theil an gegenwärtiger Quartalschrift zu nehmen; und verschiedene seiner besten Arbeiten in ihr z. B. das Gedicht von Antyloyen,

*) Z. B. in der Vorrede zu Holzmanns Fabeln, in den Fabeln von Justus Rabner, die im deutschen Museum 1782 stehen, und an andern Orten.

tyloyen, der Aufsatz über die Vitalien-Brüder, u. a. m. wären wahrscheinlich nie an das Licht gekommen, hätten nicht Erinnerungen von mir ihn dazu aufgemuntert. — Wechselseitig war seine Freundschaft auch bey meinen Kleinigkeiten thätig; und die Betrachtungen über Harsdörfer, die Gedichte nach Saadi u. dgl. m. wären auch unterblieben, hätten seine Fragen, seine Wünsche, seine Rathschläge mich nicht angetrieben.

Als ich im November 1785 mein Vaterland und also auch meinen Freund verließ, war er einer von denen, die meinen Abschied mir am schwersten machten. Er sah mein Weggehen ungern; er hatte verschiedene Mahle sanfte freundschaftliche Vorstellungen dagegen gemacht; und er brach mit Thränen in den Augen ab, als er mich entschlossen sah. Wahrlich, mir ward die Trennung nicht leichter; aber Alles hatte ich damahls eher vermuthet, als so bald ihn zu verlieren. Seine Gesundheit schien stark; selbst sein Charakter, genügsam, heiter, von stürmischer Aufwallung frey, versprach mir eine lange Dauer seines Wohlseyns. Zwar schrieb er mir mit Anfang dieses Jahres von einer Unpäßlichkeit, die ernster als gewöhnlich gewesen sey. Doch auch in diesem Sommer noch, sah ich auf einige Stunden ihn; fand ihn den Vorigen an Körper und Geist.

Und nun mein Schmerz, als ich hörte: derjenige Freund, von dem ich nicht einmahl eine Krankheit besorgte, sey bereits todt! Kurz war sein letztes Lager gewesen, selbst seinem Arzt hatte es nicht gefährlich geschienen. Ein heftiger Kopfschmerz, der 8 Tage vor seinem Tode sich einfand; ein Entzündungsfieber, das wenige Stunden vor seinem Verscheiden erst ausbrach, stürzte ihn in das Grab. Er starb mit eben derjenigen

Gleichmuth, mit der er gelebt hatte. „Genug! Gute Nacht! gute Nacht!" waren die letzten Worte, von einigen Händedrücken begleitet, die er zu seiner jammernden Gattinn und seinem betrübten Bruder sprach, und bald darauf erblaßte. Für mich liegt selbst in diesen Worten ein charakteristischer Zug. Er glaubte, daß ein Schlaf, und nicht ein Tod nun seiner warte. — Bey der Öffnung fand man Wasser in seiner Brust; und die Zerreissung einiger limphatischen Gefäße bey dem Sprung von einer unter ihm wenige Tage vor seiner Krankheit zerbrechenden Leiter, glaubt man, habe seinen Tod beschleunigt.

Als Gelehrter war Canzler gewiß allen denen, die ihn kannten, achtungswerth. Hebräisch und griechisch wußte er mehr, als die meisten Theologen von Profession. Er schrieb sehr gutes Latein, und hatte in jüngeren Jahren verschiedene schöne lateinische Oden, die vielleicht noch unter seinen Papieren befindlich seyn werden, gedichtet. Französisch, englisch, italienisch und holländisch verstand er vollkommen; schränkte sich aber bloß auf das Lesen in diesen Sprachen ein. Auch die slavischen Sprachen waren ihm nicht fremd, und pohlnisch hatte er zu Warschau nothdürftig reden gelernt. Sein deutscher Styl war einfach, doch edel und kräftig, selbst zur Dichtkunst hatte er nicht gemeine Talente. Verschiedene Gedichte seiner jüngeren Jahre würden, außer ihm, wenig andere in ihrem Pulte zurückbehalten haben. Noch als ich mit ihm Freund war, schrieb er zuweilen Impromptus nieder, von welchen manche dichterisches Verdienst hatten, und von denen ich hier sogar 2 oder 3 mittheilen könnte, wenn der Innhalt nicht mich selbst zu vortheilhaft beträfe. Dieß

Talent aber war nur seinen genauesten Freunden bekannt. Er setzte sich ernstlich dagegen, wenn man Verse von ihm weiter zeigen wollte. Studium des Mittelalters war sein liebstes Studium. Hier besaß er in Sprachen, Geschichte und Gebräuchen ungemeine Kenntnisse. Von einigen altdeutschen Gedichten z. B. von Tristrant, Graal rc. hat er mit mannigfachem Aufwand correcte Abschriften und Commentare veranstaltet, die man hoffentlich in seiner Verlassenschaft noch finden wird. Über Minnesänger, über alchymistische Betrügereyen, über den Mißbrauch der Eide, über vorgeblich ehemahls in Kursachsen geschehene Zaubereyen und Geisterbannereyen, war er besonders zu schreiben Willens, und hatte schon seit vielen Jahren daran gesammelt.

Zu demjenigen Amte, das er wirklich bekleidete, schien die Natur selbst ihn gebildet und bestimmt zu haben. Nicht nur der Kenntnisse wegen, von denen wir so eben gesprochen, und wovon die meisten echt bibliothekarisch sind; auch nicht bloß der Unverdrossenheit halber, mit welcher er seinen Arbeiten und Nachforschungen oblag, sondern auch vorzüglich des ungemeinen Diensteifers wegen, mit welchem er Jedem die Hand both, der entfernt von der Bibliothek, doch gern aus ihr Nutzen zu schöpfen suchte. Daß er so wenig selbst geschrieben, daran sind größten Theils der rastlose Hang, für Andere Materialien herbey zu schaffen, und die großen Einrichtungen Schuld, welche bey den verschiedenen Bibliotheken zu seiner Zeit gemacht wurden. Für Männer, die er nie gesehen, mit welchen kein Freundschaftsband ihn vereinte, so bald er nur hoffte: daß Dasjenige, was sie schreiben wollten, gut und nützlich seyn werde, arbeitete er oft Monathe lang. Eben

so gefällig war er für Jeden, der persönlich die Bibliothek besuchte. Nicht bloß dem Fremden, dem schon ein bekannter Nahme voranging, oder den ein Brief empfohl, — Jeden, der nur wißbegierig schien, war er zur Hand und oft habe ich seine Geduld bewundert, mit welcher er Überlästige ertrug, Ungestüme befriedigte, Unwissende belehrte — kurz, alle die Forderungen erfüllte, die oft Reisende oder Einheimische an ihn thaten.

Einen einzigen Fehler hatte er hierbey. Er war mehr als er schien. Bey Weitem nicht so bekannt, als er es zu seyn verdiente, drang er keinem einzigen Fremden auch nur die geringste Kenntniß seiner Verdienste auf. Bloß bemüht, ihnen das Merkwürdigste von demjenigen zu zeigen, was seiner Aufsicht anvertraut worden war; ihnen zu beantworten, was sie frugen, und herbey zu schaffen, was sie fordern konnten, dachte er immer auf sie, und selten auf sich selbst. Da war kein Wort, das mit auswärtigen Briefwechseln prahlte, kein Bestreben, sie zu belehren, daß Dieß oder Jenes seine Arbeit, Dieß oder Das sein Plan sey; keine Ruhmredigkeit mit neuen Entdeckungen; keine blendende leere Versprechung! Er war nur dienstfertig und freundschaftlich; und so gingen manche Reisende wieder hinweg, ohne zu wissen, ohne zu muthmaßen nur, was dieser bescheidene Mann Alles gethan habe, und noch zu thun vermögend sey.

Canzler war Gatte, Vater, Bruder. Alle Pflichten, in diesen drey Rücksichten ihm obliegend, kannte er, und keine derselben hatte er versäumt. Ich bin überzeugt, daß sein Tod die erste wahrhafte Betrübniß ist, die er seiner würdigen Gattinn machte. — Stehe immerhin dieser Gedanke mit der nähmlichen

Wendung in tausend andern Lebensbeschreibungen schön; mit größerem Recht als hier, steht er sicher in keiner. — Mit seinen Kindern war der ernsthafte Mann ganz nur Vater, sie sahen bloß den Freund, oft den Spielgefährten in ihm. Ungern versagte ihnen seine milde Gemüthsart die kleinste Bitte. — Wie zärtlich er als Bruder dachte, weiß die ganze Stadt, wo sie Beyde zuletzt lebten *). Es verging kein Tag, wo sie sich nicht sahen. Jede gesellschaftliche Freude, jedes Vergnügen, jeden Schmerz hatten sie gemein. — Doch auch von Denen, wo er nur die Seele, nicht die Bande des Blutes liebte, war er heißer, thätiger, mit Aufopferung liebender Freund, im Glück wie im Unglück, ohne Mißtrauen und Neid. — O ich selbst erfuhr Dieß in so mancher Probe, und eine einzige Anecdote

*) Schon in ihrer Jugend, besonders aber in Straßburg ward von allen ihren Bekannten ihre Unzertrennlichkeit als die Ursache angegeben, daß einer von dem andern so schwer zu unterscheiden sey, wenn man ja ein Mahl den einen ohne den andern zu sehen bekam. Schöpflin und Silberrad richteten die ihnen bey ihrer Abreise ertheilten rühmlichen Zeugnisse ihres Wohlverhaltens auf Beyde zugleich und zwar, ohne vorhergehende Verabredung, jeder mit der ausdrücklichen Bemerkung ihrer brüderlichen Eintracht ꝛc. Die Zuverlässigkeit dieser Anecdote kann aus den Zeugnissen selbst bewiesen werden, welche der jüngere Canzler seinem zur kurfürstlichen Landesregierung gegebenen Memoriale beylegen mußte, als er 1767 nach seiner Rückkunft aus Pohlen um die ihm zugestattende Ablegung der gewöhnlichen Advocatenproben ansuchte, ohne welche er die ihm einstweilen übertragene Accis-Inspectorstelle in Dresden nicht hätte antreten können.

kann ich hier nicht verschweigen, weil sie allein schon sein Andenken mir unvergeßlich zu machen vermöchte. — Er fand mich einst, verschiedene Tage hindurch, ernster als gewöhnlich; fragte mich um dessen Ursache, und ich gab ihm, was auch wahrhaft war, kleine körperliche Leiden zum Grund davon an. Am dritten Tage befanden wir uns Beyde in Gesellschaft mehrerer Personen, und im Gespräch erwähnte ich, daß eine Zahlung von 200 Rthlr diese Woche fällig, mir ausgeblieben sey. Canzler ward einige Minuten lang still; aber als wir uns wieder allein sahen, sprach er mit einer Zutraulichkeit, die den Innhalt seiner Worte mir noch werther machte: „Nun weiß ich, was ihnen „fehlte; und muß schmählen, daß Sie nicht offenherzi„ger gegen mich gewesen sind. Eigenes Geld, das wis„sen Sie, habe ich leider nicht. Aber 500 Rthlr in 8 „Wochen erst zahlbar, liegen auf fremde Rechnung „bey mir. Wie viel wollen Sie davon haben? Ich bin „gewiß, daß wenn ich es wieder brauche, Sie mich „nicht in Verlegenheit setzen werden." — Ich nahm sein Anerbiethen nicht an; denn wirklich bedurfte es dessen damahls nicht. Aber wird man dieses Glaubens wohl viel in Israel finden?

Überhaupt war Freygebigkeit seine Leidenschaft, und Wohlthun seine Lust. Nur zu entfernt davon, als bemittelt zu seyn, war jedem Nothleidenden seine Hülfe gern bereit; oft that er mehr beynahe, als seine Einkünfte trugen. Was noch schätzbarer in meinen Augen seine Milde macht, war — wie ich aus mehreren Beyspielen weiß, — daß er selbst gegen solche Menschen sie bewies, die er eigentlich nicht liebte; von de-

nen er sogar Undank besorgte, oder schon erfahren hatte. „Sie brauchen es aber!“ war dann sein Grund, wenn man ihn tadelte.

Eben dieser vortreffliche Mann, der nie beleidigte, war doch Beleidigungen zu verzeihen, bereit und schnell. — Einer seiner Schulfreunde, mit dem er in Bedrängniß oft den letzten Bissen beynahe getheilt, welchen er durch Verpfändung seiner besten Sachen in den Stand gesetzt hatte, Doctor zu werden, vergaß seiner in besserem Glück fast ganz; verließ ihn 1771, als sein Leben in Gefahr war, und als eben dieser Mann zweyfache Pflicht dafür zu sorgen hatte, völlig; und wunderte sich, nach einigen Wochen zu hören: daß er noch lebe. Aber Canzler sprach auch nachher stets ohne Bitterkeit von ihm. Eines nur war schwer wieder zu gewinnen, wenn es ein Mahl verloren war — sein Zutrauen. Aber Niemand gab dafür auch minder leerem Argwohn Raum.

Wenige Menschen denken über Religion und Meinungen duldender, als er dachte. Er liebte Tugend in jeder Hülle. Philosophische Untersuchungen, waren immer sein Lieblingsgeschäft in ganz freyen Stunden; aber nur mit seinen vertrautesten Freunden sprach er ohne Rückhalt darüber; nicht daß er seiner Grundsätze sich schämte, oder zu schämen brauchte; sondern weil er mißverstanden zu werden befürchtete; und weil ihm heilig die Beruhigung seines Nebenmenschen war.

O daß solch ein Mann so kurz nur lebte! — Seele meines erblaßten Freundes: wenn je dein Andenken meinem Gedächtniß entfällt, so traure nie dereinst ein Redlicher um mich! Wenn ich aber Deiner stets mit

Liebe gedenke, so sey dereinst — und sollte es bald auch seyn! — mein Führer in die Wunder jener Welten, wo die Redlichen sich ganz verstehen, und wo hoffentlich die Zunahme an Kenntnissen diejenige Wonne ist, die der gemeine Haufe Seligkeit nennt.

Lope di Vega,

Leßing und Pastor Richter.

Eine Anecdote aus der Unterwelt.

Ein literarisches Gespräch, das vorzüglich die Fruchtbarkeit einiger Schriftsteller zum Gegenstande hatte, war die Veranlassung gegenwärtiger Kleinigkeit. Ein Spanier, von den ausgebreitetesten Kenntnissen, rühmte bey dieser Gelegenheit das Genie seines großen Landsmanns, Lope di Vega, der die Bühne allein mit beynahe dritthalbtausend Stücken beschenkt habe. Ein Deutscher — nie noch habe ich einen Nahmen, erhaben über mein Lob, so ungern, wie diesen, verschwiegen — glaubte, daß auch seine Nation ähnlich fruchtbare Schriftsteller aufzuweisen habe; und da er kurz vorher durch ein Ungefähr in einer sonst unbedeutenden Schrift von einem gewissen Richter gelesen, der von 1590 bis 1624 Pastor Primarius zu Görlitz gewesen, und mittlerweile an die sechstausend Predigten verfertigt habe; so setzte er nicht nur diesen im Scherze dem Lope entgegen, sondern versprach auch im Verfolg der Unterredung, mit fortfahrendem scherzhaftem Tone, nächstens ein Gespräch in der Unterwelt zwischen diesen beyden Männern zu veranlassen.

Bloß seinem Wunsche zu Folge unterzog ich mich nachher gegenwärtiger Arbeit; und gab, da freylich der gute Pastor Richter unmöglich allein den großen Lope aufzuwiegen vermochte, ihm noch einen Gegner in einem Manne, mit dem zu messen wohl die größten Schriftsteller jeder Nation sich nicht schämen dürften. — Ist es mir nicht so ganz, wie ich wünschte, gelungen, so bedenke man, daß ich es unter verschiedenen leicht zu errathenden Einschränkungen schreiben mußte; auch daß es, meiner ersten Absicht nach, nur eine handschriftliche Plaisanterie seyn sollte, die nachmahls bloß unter die Presse kam, damit man eines öfteren Abschreibens überhoben seyn möge.

Dresden, den 12. März 1782.

Meißner.

Lope di Vega, Leßing und Pastor Richter.

Eine Anecdote aus der Unterwelt.

Der Schatten Leßings war nun in den elisäischen Gefilden angelangt; angelangt in der Gesellschaft jener großen Männer, deren Pfad er selbst ehemahls betreten, und deren Größe er sich errungen hatte. Nie noch sah eine neuangekommene Seele sich so von jeder Seite her mit Freundschaft und Jubel begrüßt; nie noch sammelten sich um eine so einmüthig die Geister der Weltweisen und Dichter, der Geschichtschreiber und Künstler, der Alten, Mittleren und Neuern. — Ihm drückte Homer freundschaftlich die Hand, und versicherte; daß Wenige ihn so ganz gefühlt, so ganz verstanden hätten. — Ihn umarmte Aristoteles, und freute sich des Scharfsinns, der so tief in seine feinsten Regeln eingedrungen sey, so siegreich sie vertheidigt habe. — Ihn nannte Euripides: Sohn! Shakspeare: Bruder! und Moliere: Freund! — Ihm rief lächelnd Leibnitz zu: Sey mir willkommen; ich beneide dich nicht; selbst wenn ich den Titel des ersten Deutschen von nun an mit dir theilen sollte! — Kurz, Alle bewunderten, Alle liebten ihn. Selbst Voltaire vergaß der Dramaturgie, (die er jetzt erst verstand) gab seine Merope

und Semiramis preis; und freute sich des wetteifernden Witzes.

Nur einer von allen wirklich großen Geistern hielt sich in stäter Entfernung und schien mit verdrießlichem Lächeln auf Leßing herab zu sehen, — der Schatten des Lope di Vega. Er war zu lange her gewohnt, sich verehrt, oder vielmehr angebethet zu sehen; hatte ein allzu großes Vorurtheil gegen Alles, was aus Deutschland kam; und besaß viel zu wenig Kenntniß von Leßings mannigfaltigen Verdiensten; als nicht den Beyfall, den man diesem zollte, beynahe für Beleidigung seiner selbst, und für Raub einer Ehre, die ausschließungsweise ihm zukomme, anzusehen.

Wenn die Schale Lethens gleich (was zwar in der Fabel selbst für Fabel gilt) alles Andenken an die zurückgelassenen irdischen Dinge tilgen soll, so verändert sie doch wenigstens den Charakter des Trinkenden nicht. — Leßing blieb noch dort unten der, der er hier oben war. Er griff Niemanden, zumahl den Mann von Verdiensten, zuerst an; aber er stand Jedem, der ihn angreifen wollte; focht jeden ein Mahl angefangenen Kampf männlich und muthig aus. — Kaum merkte er daher das Verächtliche in Lope's Mienen, als er fest beschloß, den stolzen Spanier zum Sprechen und durch dieses Sprechen wieder zum Schweigen zu bringen; als er ein Mittel ergriff, das unfehlbar bald die Sache zu einer Erklärung bringen mußte: das Mittel, die nächste Laube an Lope's seiner für sich zum Aufenthalt zu wählen. Hier konnte oder mußte vielmehr Jener nun mit eigenen Augen jeden Vorzug seines vermeintlichen Nebenbuhlers sehen; mußte desto schmerzlicher ihn fühlen, je mehr er von der Öde abstach, die jetzt

bey ihm selber herrschte. — O fürwahr, das war mehr als er ertragen konnte! — Wenige Tage, und er suchte nun Leßing selbst auf; ließ sich in folgendes Gespräch mit ihm ein.

* * *

Lope. Hast du schon irgend einen Ort in den Elisäer-Gefilden dir zum bestimmten Aufenthalt gewählt, Fremdling?

Leßing. Nein; und möchte es wahrscheinlich auch nie thun. — Schon in jenem Leben band ich mich ungern an einen Ort; hier dürfte ich es wohl noch minder.

Lop. Aber gedenkst du dich wenigstens noch eine geraume Zeit in meiner Nachbarschaft aufzuhalten?

Leß. (kalt) Vielleicht! Warum?

Lop. O nur so. — Bloß einer Kleinigkeit halber wünschte ich es zu wissen.

Leß. (mit bedeutendem Lächeln) Noch wußte ich es selber nicht; nun aber glaube ich so ziemlich bestimmt es bejahen zu können.

Lop. Ich verstehe. — Laß uns aufrichtig zusammen sprechen, Schatten. — Sicher erinnerst du dich dessen, was man vom Alexander sagte: Die Welt vermöge nicht deren zwey zu ertragen.

Leß. O ja! aber die Anwendung?

Lop. Man lobt so sehr deinen Scharfsinn, und du könntest dir solche nicht selber machen? — Freylich ist Elysium nicht die Welt dort oben; freylich kann sie der ehrgeitzigen Seelen mehr als eine dulden. Aber ob wenigstens Nachbarschaft bey ihnen rathsam sey; meinst du das?

Leß. (mit kaltem Spott) Ich meine, daß der, der in sich den Alexander fühlt, versuchen möge, ob der Andere Darius sey, und ob es hier auch ein Arbela gebe!

Lop. Viel Zuversicht auf eigene Kraft fürwahr! — Wohlan Schatte, ich sehe es, wir müssen uns besser kennen lernen; . . .

Leß. Müssen wir?

Lop. Und also sage mir dann, ich bitte dich; worin bestand dein Verdienst um Literatur überhaupt, und zumahl um die Literatur deines Volkes? Ich läugne es nicht, ich kenne die Letztere nur sehr wenig: auch wird dich Dieß nicht Wunder nehmen, wenn du bedenkst, daß ich von einem Volke abstamme, das damahls gewohnt war, dem Deinigen zu befehlen.

Leß. (ernst) Dem Meinigen zu befehlen! Wenn hätten die Philippe von Spanien Dieß gethan?

Lop. (stolz) So wie überhaupt dem Erdkreis.

Leß. (lächelnd) Ah, wieder gut gemacht! Schade nur, daß der Erdkreis dafür auch gewohnt war, dann und wann — und dieß dann und wann kam oft — nicht zu gehorchen. Die Flotte, auf der du unter Medina Sidonia ausliefst, trug vergebens die Fesseln für künftig Überwundene mit sich *).

Lop. Weil ihr nicht gebothen war, wider Wind und Wellen zu streiten. — Aber laß Das! Nicht unsere Nationen, wir nur wetteifern jetzt; und nicht, was

Deut-

*) Lope di Vega diente mit auf der berühmten sogenannten unüberwindlichen Flotte, die 1588 gegen England auslief.

Deutscher oder Spanier, sondern was Du gethan hast, möchte ich gerne wissen.

Leß. Und soll ich dir Das alles, mit dem, was die Oberwelt Bescheidenheit nennt, ob sie gleich oft es Heucheley nennen sollte, oder mit der Aufrichtigkeit, deren wir uns hier befleißen, erzählen?

Lop. Versteht sich wohl von selbst, mit der letztern.

Leß. Nun so glaube ich dann mich mit Wahrheit rühmen zu können, daß ich nicht nur der Gaben viel empfing, sondern auch weise mit ihnen wucherte. Als Dichter, Philosoph, Sprachkundiger, Historiker, Antiquar, Fabulist und Kritiker habe ich meine Rolle gespielt; in keinem dieser Fächer obenhin und mittelmäßig; in den meisten der Erste meines Volkes. Gleich glücklich, wenn ich ein leichtes Trinklied sang, oder des menschlichen Herzens geheimsten Winkel erforschte, oder über — gemahlte Fensterscheiben schrieb *). Ich fand die Schaubühne Deutschlands öde und arm an eigenen Früchten. Übersetzungen, kalt und steif waren ihre Zierde: Gottsched's sterbender Cato war ihr Meisterstück. Ich gab ihr Werke, die alles Bisherige übertrafen, und selbst bis jetzt unübertroffen geblieben sind. Ich verband zuerst die Gründlichkeit einer unbestochenen Kritik mit aller Anmuth eines unerschöpflichen Witzes, Geschmack mit Gelehrsamkeit und philosophischen Geist mit der Gabe zu gefallen. Mir verdankt die deutsche Prosa den größten Theil ihrer jetzigen Kürze und ihres männlichen Wohlklangs; und meine dramaturgischen Blätter öffneten zuerst den blinden Nachahmern der

*) In den Beyträgen zur Geschichte und Literatur.

Franzosen die Augen und wiesen sie zu den besseren Britten hin. Dieß ist ein Auszug Dessen, was ich that! Dünkt es dir genug?

Lop. Viel! wirklich sehr viel! Aber noch nicht genug, um sich mit mir zu messen. — Wisse! wenn Andere sich zum Dichter erst bilden müssen, ward ich schon als Dichter geboren.

Leß. (lächelnd) Wohl möglich! Aber wisse auch, daß Dieß dein Verdienst mehr mindert, als erhöht. Erworbener Reichthum ist rühmlicher, als ererbter.

Lop. Auch dieser wird rühmlich, wenn der Erbe ihn zu nützen versteht! — Und fürwahr, Das verstand ich mehr, als Alle, die vor oder nach mir lebten. Im fünften Jahre fing ich schon an Dichter zu seyn, und blieb es noch im drey und siebenzigsten. Achtzehn hundert Lust- und Trauerspiele, vier hundert geistliche Dramen, eine wohl eben so starke Menge lyrischer und prosaischer Schriften — wer, glaubst du wohl, kann mit mir sich messen? Und doch, Trotz dieser ungeheuern Anzahl, war keines meiner Werke, das flüchtigste selbst nicht ausgenommen, ganz mittelmäßig; doch fandest du in jedem des Stoffes übergenug, den unermeßlichen Reichthum meiner Einbildungskraft zu bewundern.

Leß. Du sagst mir nicht mehr, als ich schon weiß; und die Stimme deines Vaterlandes — —

Lop. (einfallend) Ließ mir Gerechtigkeit wiederfahren, mehr, als jemahls ein Dichter sich rühmen kann. — „Es ist von Lope!" Diese wenigen Worte galten der empfehlendsten Kritik gleich. Päpste schrieben eigenhändig an mich, und ertheilten mir Orden und Würden, Könige und Fürsten liebten mich; Schaaren des Volkes folgten mir ehrerbietig durch die Stra-

ßen, wenn ich ausging, und aus allen Provinzen Spaniens kamen Fremde herbey, bloß um mich zu sehen.

Leß. Ja gewiß, da hast du Recht, das ist mehr, als sonst je ein Dichter sich rühmen kann; zumahl ein Deutscher, von Jugend auf an Kälte der Großen und Kleinen gewöhnt! Nur freylich bleibt es immer noch die Frage: Wen dieser Beyfall am meisten ehre? Dich, der ihn empfing? oder das gutherzige Volk, das gern an Tag legen wollte, was es dir schuldig zu seyn glaubte? Selbst deine Schriften — — (er stockt).

Lop. (mit stolzem Ernst) Nun, und meine Schriften?

Leß. Es ist allerdings viel, wenn unter einer solchen ungeheuern Menge nichts ganz Mittelmäßiges — ich bediene mich deiner eigenen Worte — sich verloren haben sollte; — aber Anspruch auf der Dichtkunst höchste Staffel gibt dir Dieß noch nicht?

Lop. (mit spöttischem Lächeln) Nicht? — Wolltest du mir wohl sagen, welcher Anspruch sonst dir rechtskräftig scheine?

Leß. Sehr gern; wenn du mir zuvor gesagt haben wirst: welches von allen deinen Werken das Vorzüglichste, das ganz Untadelhafte, das Einzige, das in seiner Gattung sonst ganz Unerreichte gewesen sey?

Lop. (etwas verlegen) Einzig! Unerreicht! — Was bedarf es da, wo Alles gut ist, eines einzigen hervorragenden?

Leß. Doch! — es müßte ein sonderbarer Anblick um eine Reihe von einigen tausend gleich großen Riesen seyn! Verzeihe, wenn ich, der ich immer schwer an Glauben eines Wunders ging, auch Dieß noch bezweifle. Was häufig ist, ist selten vortrefflich. — Aber

da ich einmahl im Fragen bin — fast besser in Fragen, als du in Antworten — so sage mir doch: Welche deiner Schriften brach in den Wissenschaften neue Bahn? Mit welcher erwiesest du dich als Schöpfer einer vorher noch nie da gewesenen, gleich neuen und gleich tadelfreyen Gattung?

Lop. Wirf einen einzigen Blick auf die unzählbare Menge meiner Nachahmer, und du wirst Antwort auf deine Frage haben; wirst eingestehen, daß ich Bahn gebrochen haben müsse. — Eben diese Menge Nachahmer, die fast immer nur guten Willen ohne Kraft besaßen, brachten ja die Akademie zu Madrid auf den sonderbaren Einfall, mir Rechenschaft über die Unregelmäßigkeit meiner dramatischen Arbeiten abzufordern. Eine Forderung, die mir Gelegenheit zu jener Satyre gab, die ein Muster von feinem Spotte bleiben wird.

Leß. Ohne deßwegen ein Muster von gegründetem Spotte zu seyn! — Lope, nicht alles Neue, nicht Alles, was nachgeahmt wird, ist gut. Oft widerfährt ihm dieses Letztere nur, weil es leicht ist. Sich zum Tribunal aufzuwerfen, hatte freylich deine Akademie kein Recht, aber zu Kritik und Tadel sicher alles mögliche.

Lop. Alles mögliche? und weßwegen?

Leß. Weil dann selbst das größte Genie dem Ganzen seiner vaterländischen Dichtkunst selten oder niemahls nützt, wenn es durch sein Beyspiel Anlaß zu Zügellosigkeiten, zu Verachtung aller Regeln, zur Vermischung von Unsinn und Vernunft gibt. — Mag immerhin sein eigenes Talent, Fehlern den Anstrich von Schönheiten leihen; weh dennoch seinem Vaterlande, wenn er das Haupt von einer Secte werden sollte!

Seine Nachbether werden jeden seiner Flecken und keines seiner Verdienste haben; werden thöricht genug diese selbst in jenen suchen.

Lop. Sehr streng! Es sollte mich Wunder nehmen, wenn du frey von einer Sünde geblieben wärest, die die gewöhnliche Sünde feuriger Genies zu seyn pflegt.

Leß. Nur solcher Genies, die sich im alleinigen Besitz jedes Vorzugs träumen, oder unwissend in den Vorzügen anderer sind. Eben Das, daß ich nur Vorurtheile verdrängte, und keine neuen einführen half; daß mein Lauf nicht der Lauf eines zügellosen, sondern muthigen, doch weise gelenkten Rosses war; Das, Lope di Vega, ist mein größter Stolz. — Ja, Freund, hätte ich auch nur eine einzige Galotti oder Minna geschrieben, die auf der Bühne sich hält, und ein anerkanntes Vorbild anderer Dichter gibt; hätte ich auch nur durch eine einzige Dramaturgie dem verderbten Geschmack des Volkes eine bessere Lenkung gegeben; hätte ich selbst nur jenes kleine klassische Bändchen Fabeln geschrieben, schlummern möchten meine übrigen Schriften, und ich würde doch den Wettkampf mit dir nicht scheuen.

Lop. (beleidigt) Du den Kampf nicht scheuen? den Kampf mit mir? Allerliebst! Hier, wenn es hoch kommt, kein volles Dutzend, und bey mir zwey tausend vier hunbert dramatische Stücke.

Leß. (lächelnd) Hier ein knappes Dutzend, und dort zwey tausend vier hundert Stück! Sehr richtig gezählt! Aber, sonderbarer Mann, wenn auch ein Flug von Geyern oder Habichten sich in die Höhe hebt, und jetzt ein einziger Adler sich kühn und glücklich bis zu den Wolken schwingt; bleibt denn der Schwung dieses

Letztern nicht der vorzüglichere, obgleich dort mehrere sind, die auch — und um billig zu seyn — wenigstens nicht niedrig fliegen?

Lop. (immer noch mehr beleidigt) Fürwahr, du bist sinnreich! Dein Gleichniß allein überzeugt mich schon. Aber freylich ist es leicht, Vorzüge zu verkleinern, die man nicht erreichen kann.

Leß. Nicht erreichen? Im Ernst, Lope di Vega, hältst du denn diese deine Fruchtbarkeit, der allerdings das Beywort: ungeheuer, zukömmt, für etwas so ganz Einziges und Unerreichtes?

Lop. (mit Stolz) Für etwas so ganz Einziges, so ganz Unerreichtes, daß ich dir Trotz biethe, mir unter allen Nationen — zumahl unter deiner phlegmatischen — einen Mann aufzufinden, der in diesem Puncte mit mir sich messen könne.

Leß. Was siehst du mich so starr dabey an? daß ich es nicht kann, gestehe ich gern. Auch hielt ich Bücherschreiben nie für die einzige Pflicht meines Lebens. Aber wenn ich dir nun einen ähnlichen Vielschreiber auffinde, willst du mir dann eingestehen, daß ich in den übrigen Puncten dich überwunden habe? Willst du mir dann den Vorzug des Werthes in einzelnen Arbeiten einräumen, wenn ich dich aus deinem letzten Schlupfwinkel, wo du bloß mit der Menge der Schriften dich verschanzest, siegreich vertreibe?

Lop. (wie vorhin) Ich will es! Und um ganz gerecht zu seyn, um dich ja nicht zu übereilen, gebe ich dir drey hiesige Tage Zeit, um während derselben so viel Schatten, als du willst, um dich her zu versammeln und zu befragen.

Leß. Nicht doch, allzu großmüthiger Lope, nich

doch! Es sind ihrer vielleicht schon genug um uns versammelt. — Freygebigkeit gewisser Art liebte ich von jeher noch minder, als die Kargheit; und um daher deine Großmuth mit gleicher Großmuth zu vergelten; . . Aus allen Nationen, sagtest du, zumahl aus der meinigen. Nicht?

Lop. Richtig!

Leß. Das heißt wohl auch so viel, als: aus den Männern aller Zeiten?

Lop. Sehr gut erklärt!

Leß. Sieh, ich will nicht an alle Nationen, nicht an alle Zeiten, nur an dieß Zumahl mich halten; will dieß Zumahl so gar pünctlicher, als du selbst nehmen. Deutschland, im gemeinen Verstande des Wortes, sey noch zu groß für mich; ein solcher Sieg zu unrühmlich für meinen Stolz. Bloß in dem Zeitraum, in dem du selber lebtest, und in der einzeln mäßigen Provinz, die mich gebar, will ich suchen, in ihr entweder finden, oder ganz verloren haben.

Lop. In dem Zeitraum, in dem ich lebte? — Das wäre viel! — Aber auch in der Provinz, die dich gebar, wie verstehst du Das?

Leß. Das, dünkt mich, sey doch deutlich genug — Ich war ein Oberlausitzer.

Lop. Oberlausitzer? — Oberlausitzer? — Ich erinnere mich ehemahls nie den Nahmen dieses Landes gehört zu haben.

Leß. Ehemahls, das glaub ich gern. Jetzt kennt ihn wahrscheinlich jeder Kaufmann von einigem Gewicht in deiner Nation. — Aber sey es darum; um desto rühmlicher für mein Vaterland, wenn Lope di Vega ehemahls nie seinen Nahmen hörte, und es eben da-

mahls Männer aufstellte, die ihn schamroth machen dürften.

Leßing blickte, indem er Dieß sprach, unter den Zirkel von Schatten umher, der sie umgab, und neugierig diesem Wortwechsel zugehört hatte. Kaum hatte er mit flüchtigem Auge die Hälfte des Kreises überfahren, als er voll Freuden ausrief:

Vortrefflich! Vortrefflich! Sie hier, lieber Landsmann? Lieber Pastor Richter? Nur näher, näher! Jetzt gilt's eine Probe, ob ich auch Literator sey.

Mit einiger Verlegenheit in seiner Miene und mit noch größerem Erstaunen seiner nachbarlichen Brüder, drang sich ein Schatten hervor, der bis jetzt ganz unbemerkt gestanden hatte. In ihm den Mann zu sehen, der dem großen Lope entgegen gestellt werden sollte, war Allen unbegreiflich; Leßing lächelte, als er Dieß merkte, und fuhr mit seiner gewöhnlichen Heiterkeit fort:

Zweytausend vierhundert dramatische Stücke hast du also in deinem Leben dort oben geschrieben, Lope di Vega?

Lop. Ja.

Leß. Nun, so habe ich denn die Ehre, dir hier einen Zeitgenossen und einen Mann vorzustellen, der in weit minderer Frist, als du, nicht weniger, als sechstausend Predigten schrieb; mitten unter den Bedrängnissen einer wüthenden Pest *) und des noch weit wüthendern dreyßigjährigen Kriegs sie schrieb und hielt. Eine Menge anderer Schriften von ihm gegen die Fanatiker seiner Zeit und über verschiedene theologische Gegenstände ungerechnet. — Übrigens Pastor Prima-

*) In den Jahren 1599 und 1607, am stärkesten 1615.

rius Richter aus Görlitz, seinem Nahmen, Stand und Geburtsort nach — Du staunst? Du schweigst?

Lop. (noch betreten) Sechs tausend Predigten!

Richt. Eher mehr als minder.

Lop. Und in welcher Zeit?

Richt. Einige dreißig Jahr ungefähr.

Lop. (lächelnd und wieder gefaßt) Eine fürchterliche Zahl, Das räume ich ein. — Aber doch nur Predigten! — Leßing, wenn ich vorhin ein Paar Augenblicke staunte und schwieg, so geschah es nicht aus Beschämung, sondern aus Verwunderung über dich.

Leß. Verwunderung? Mit welchem mir selbst unbekanten Vorzuge hätte ich denn diese jetzt gereitzt?

Lop. Gewiß mit keinem Vorzuge, aber wohl mit dem sonderbaren Einfalle, meinen dramatischen Arbeiten die Predigten eines guten ehrlichen Pastors entgegen zu setzen, den — —

Richt. (einfallend) Ich will hoffen, Lope, —

Leß. (gleichfalls einfallend) Still, lieber Landsmann; überlaß mir nun deine Sache! — den? was wolltest du sagen, Lope? (Richter tritt wieder etwas zurück)

Lop. Den, sicher minder innerer Beruf, als Amt und Pflicht zum Schriftsteller machten.

Leß. Und wenn auch! wohl dir und jedem Schriftsteller, wenn ihn nicht zuweilen noch etwas Unverdienstlicheres als Amt und Pflicht, wenn nicht die Nothdurft ihn zum Schriftsteller macht!

Lop. Aber Predigten! — Predigten! Warum eben Predigten?

Leß. Du wiederhohlst das Wort Predigten so oft, daß wenn viel Priester dir zuhören, sie sicher bald

bey dem Minos ein übles Spiel dir machen werden. — Glaubst du vielleicht dich beleidigt durch die Vergleichung mit Arbeiten, die nicht bloß für die zweystündige Belustigung eines gemischten Haufens, sondern zur Belehrung und Erbauung niedergeschrieben worden sind?

Lop. Und wenn ich Dieß nun glaubte; wenn ich es sogar laut gestände, handelte ich unvorsichtiger, als du, der selbst dramatischer Dichter war, und nun ganz vergißt, daß er gegen eigenen Vortheil spricht?

Leß. Ich vergesse es nicht. Krieg gegen Jeden, der behauptet, daß auch das Schauspiel nicht belehren, bessern, nützen könne! Es kann es, und thut es. Aber nicht Krieg gegen Den, der der Meinung ist, daß eine Predigt oft mehr, als zehn Schauspiele nützen könne. — Nützen könne! — verstehst du mich? Nicht allezeit nützt! Nicht; nützen müsse. Der Dichter, der Duldung lehrt, hat oft wieder gut gemacht, was zehn unduldsame Priester übel machten. Aber hier, wo wir vom gewöhnlichsten Fall, von der gewöhnlichsten Wirkung sprechen, hier — Lope, du verstehst mich; um noch aufrichtiger zu seyn, müssen wir diese Zeugen nicht haben. (auf den Kreis der Zuhörer weisend) Man gab mir dort oben Schuld, daß ich mich zuweilen nicht für Ärgerniß hüthe; ich will es wenigstens hier unten thun.

Lop. Und wenn ich auch dich verstände, wenn du auch zum Theil mir Recht zu haben scheinest, mußtest du denn eben die Predigten eines Mannes mir entgegen stellen, der ganz vergessen worden? — Du bist der erste Deutsche, der ihn hervorzieht, da mich in Spanien jeder Knabe von sieben Jahren schon kennt,

jeder Jüngling von zwanzigen stellenweise auswendig gelernt hat.

Leß. (lächelnd) Wirklich? — Was doch oft auch Geister von erster Größe die Leidenschaft wider sich selber sprechen läßt! — Fruchtbarkeit des Schriftstellers oder des Gelehrten muß also doch in meinem Vaterlande nicht etwas ganz so Unerhörtes seyn, weil man Den ruhig hinschlummern läßt, dem sie zu Theil ward? Ruhig hinschlummern, bis nach Jahrhunderten ein Küster in seinen Jahresschriften *), oder ein Literator, im Wortwechsel aufgefordert, ihn wieder hervorruft; — Überhaupt, Lope di Vega, vergiß den rechten Gesichtspunct unsers jetzigen Streites nicht; er betrifft nur die Fruchtbarkeit des Schriftstellers, nicht den Werth seiner Arbeiten. Wer von euch Beyden mehr, nicht wer bessere Kinder gezeugt, davon ist die Rede! Denn schon dann, wenn ich Beyspiele eines dir gleichkommenden Polygraphen anführen könnte, wolltest du auch in den übrigen Puncten dich für überwunden erkennen. Sagtest du nicht so?

Lop. Leider! — Ein Spanier läugnet sein ein Mahl gegebenes Wort nicht, und wäre es gegen seinen eigenen Vortheil.

Leß. Und ein Deutscher mißbraucht seinen Sieg nicht, hätte er auch noch so mühsam ihn erkauft. — (mit dem edelsten offensten Ton) Lope di Vega! ich glaube erfüllt zu haben, was ich mir vornahm, aber ich erlasse dir jedes Geständniß, daß dir erniedrigend

*) Die kleine Schrift, aus der der Hr. Gr v. A. die Anecdote von der Fruchtbarkeit des Pastor Richters zog, ist eine von den jährlichen Nachrichten der görlizischen Küster, die gewöhnlich die Kirchengeschichte dieser Stadt betreffen.

scheinen dürfte. Daß du Hochachtung verdienest, läugnete ich nie; aber alleinige, allererste, Das bezweifelte ich, und bezweifle es noch. Deiner Billigkeit überlasse ich es nun ganz allein, ob du auch mir Verdienst und Scharfsinn zutrauen willst; ob wir Freunde seyn sollen, und ob du einen Deutschen noch unwerth deiner Nachbarschaft und deiner Achtung hältst.

Lop. (ihn umarmend) Werth meiner Freundschaft, meiner Achtung, meiner Nachbarschaft! — selbst, wenn du willst, des Vortritts werth!

Leß. O still, still von diesem! hier, wo dem Himmel sey Dank, noch nicht das Vorurtheil von Rang und Würden sich eingeschlichen hat!

Proben einer Oper Cora, verglichen mit der Naumannischen Oper gleiches Nahmens.

Unter meinen Entwürfen zu künftigen Beschäftigungen befand sich auch die Ausarbeitung von einem, höchstens von zweyen deutschen originellen, ernsten Singspielen. — Nicht nur mein eigener innerer Hang, sondern auch das Zureden eines großen Tonkünstlers, der zugleich einen meiner liebsten Freunde war, meines Freundes Schuster, bewog mich dazu, und ich entwarf Plane, die eben so noch eine Weile überwintern sollten, wie man Blumenzwiebeln für die Folge von einigen Monden steckt.

Eines dieser Singspiele sollte Cora, jene bekannte Episode in den Inkas vom Marmontel zum Gegenstande haben, und ich arbeitete langsam und leise daran, ohne zu bedenken, daß ich in dem schriftstellerischen Deutschland lebte, wo immer eine Idee zwey, drey und mehrere Federn beschäftiget, und wo Der, der mit Mühe arbeitet, immer am schlechtesten wegkommt weil seine Nebenbuhler sich gemeiniglich, wenn auch nicht auf das Denken, doch auf das Eilen verstehen. Ich erfuhr bald, daß ich mich nicht geirrt hatte. — Ein ge-

wisser Baron von Schilson in Ungarn verfertigte eine Cora, welche er die Wilden benannte, und wandte an 300 Rthlr. daran, um sie aufgeführt zu sehen. Diese Nachricht und die Proben schreckten mich nicht. Der Verfasser selbst muß seinem Stücke wenig innern Werth zutrauen, wenn er auf Verzierung so viel wendet; so dachte ich, und fuhr in meiner Arbeit fort.

Eine andere Nachricht folgte dieser. König Gustav, der um diese Zeit unsern würdigen Kapellmeister Naumann zu sich eingeladen hatte, und durch ihn sein National-Singspiel zu heben suchte, hatte selbst einen Operplan von dieser marmontelschen Episode entworfen, seinem Secretär Adlerbert die Ausführung, und dem eben genannten großen Tonkünstler die Setzung dieser Arbeit aufgetragen. Auch Dieß schreckte mich nicht, so sehr ich im Voraus von der Vortrefflichkeit Dessen, was Hr. N. dabey thun würde, überzeugt war. Was ging mich Deutschen schwedische Poesie an? Ich fuhr in Nebenstunden fort, und meine Cora war so gut, als fertig.

Mitlerweile kam Hr. N. nach Dresden zurück, und war es kaum, als einige seiner Freunde den Einfall hatten, den schwedischen Text seiner Oper in deutsche Worte überzutragen. Ich läugne es nicht, ich staunte ein wenig über die edle Kühnheit dieses Gedankens. Man ist von einem Naumann gewohnt, daß er nicht nur das Metrum und den Hauptaffect einer Poesie, sondern auch deren Worte seiner Tonsetzung auf das genaueste anpaßt. Nirgends war Das mehr geschehen, als bey dieser Cora; die Sprache selbst, in der sie geschrieben, war dem Uebersetzer fremd; jede Uebertragung für Musik, wenn sie gut seyn soll, ist bekannter

Maßen sehr schwer. Wenn also gegenwärtige unter so vielen Schwierigkeiten gelingen sollte, so gehörte sie unter die Meisterstücke menschlichen Fleißes, beynahe möchte ich sagen menschlichen Kopfes.

Mein Freund Schuster ging um eben diese Zeit nach Italien, um seinen schon ehemals dort erlangten Ruhm noch, wofern Dieß anders möglich, zu vergrößern, und um in einem Lande, das Deutschland sonst alle seine Tonsetzung gab, Deutschland eben die Ehre wieder zu erwerben, die schon vor ihm die Händel, Bach und Hasse uns erworben hatten. Er bath mich auf das dringendste, in seiner Abwesenheit (die er sich dazu mahls nicht so lang vorstellte, als sie es nachher ward, da Stadt und Stadt, und Hof an Hof sich um ihn zankte) meine Arbeit zu vollenden; er nahm sogar den ersten Act mit, und setzte ihn bereits; aber mittlerweile vollendete auch der vorgedachte Herr Übersetzer sein Werk; Herr Naumann kündigte es auf Subscription an, und es ist größten Theils bereits aus der Presse.

Es wäre Heucheley, wenn ich und wäre es auch mit den ausgesuchtesten Worten, versichern wollte, daß dieses Zusammentreffen mir angenehm, oder auch nur gleichgültig sey. Hätte ich sie vorher vermuthen können, so wäre sie nie erfolgt. Der Sujets zu guten Singspielen gibt es freylich nicht viel, aber es gibt ihrer doch noch; und ich würde lieber einen geringfügigern Stoff allein, als einen reichhaltigen zum zweyten oder dritten Mahle bearbeitet haben. Aber zur Vergeltung für dieß aufrichtige Geständniß bitte ich auch, mir auf das Wort zu glauben, daß weder Privatursachen, noch Eigenliebe Schuld daran sind, wenn ich den Gedanken der Ausführung meiner Cora noch

nicht ganz aufgebe, und wenn ich es hier wage, ein Paar kleine Vergleichungen zwischen unserer Beyden Arbeit anzustellen. Jede Privatursache fällt weg, da ich Grund habe zu glauben, daß Herr Naumann sowohl, als der Herr Übersetzer nicht ganz unfreundschaftlich von mir denken. Und Eigenliebe wäre hier übel angebracht. Original und Unterlegung sind zwey himmelweit von einander unterschiedene Dinge. Selten beschäftigt sich ein guter Kopf mit Beyden zugleich; und was in der letzten Gattung oft schon vortrefflich ist, würde in der erstern noch ziemlich mittelmäßig seyn. Gotters Tom Jones und sein Jahrmarkt; welch ein Unterschied! Und doch wäre es vielleicht zweifelhaft, welches von Beyden ihm mehr Mühe gekostet hat. — Zudem, wird man aus dem Folgenden sehen, daß Das, was ich einzuwenden habe, größten Theils gegen den Hrn. Adlerbert gerichtet sey. Was kann der Dresdner Verdeutscher dafür, wenn der Schwede gefehlt haben sollte? — Nun zur Probe selbst. Die vom Hrn. Capellmeister Naumann componirte Oper fängt sich also an.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Das Theater ist der Hain bey dem Sonnentempel; aus dem Hintergrunde schimmern die Säulen des Tempels durch die Bäume her.

Zulma (eine Priesterinn der Sonne.) Cora.

Z. In diesem Hain,
den Einsamkeit umschwebt,
wo aus der heil'gen Palmen Schatten
der hohe Lobgesang zur Sonne ewig tönt,

den Peru's Kinder ihr
anbethend weihn,
hier, hier Cora, brauch die Zeit, die kurze Zeit!
prüf' sorgsam dich, dein Herz,
dein Herz, bis auf den Grund!
Die Sonne wird nun bald des Mittags Thron
besteigen,
das Volk am Altar sich vor ihr
im Staube neigen.
Die theure Stunde naht,
die zum Beruf dich weiht,
den nur die Unschuld darf bekleiden;
ein unversöhnbar Schwert
der Rache drohet dort,
der Schwachheit, wie den Missethaten!
Beym Eintritt unter uns,
der Sonne heil'gem Chor,
bedenk's, — durchdringt ihr Strahl
des kleinsten Fehlers Höhle!
des Lasters That, der tiefsten Nacht vertraut,
beleuchtet unser Gott
den Augen aller Welt!
Er, aus dem auf Höhn und Flächen,
frohen Tages Klarheit quillt,
sollte nicht die Nacht durchbrechen,
die des Menschen Herz umhüllt?
Er, der Felsen kann zersplittern,
scheidet Werth von falschem Glanz,
Haßt des Wankelmuthes Zittern,
Fordert unsre Herzen ganz.
C. Ach Zulma!
Z. Wie du wagst zu seufzen?

Ein Seufzer ist der Rath,
den dein geprüftes Herz dir gibt?
C. Ach! mildre diesen Ton,
er foltert meine Seele!
Z. Schau! unausweichbar liegt
der steile Pfad vor dir!
und wehe mir,
wenn ich ihn dir nicht zeigte!
und wehe dir,
wagst du's, ihn jemahls zu verlassen!
C. Ach meine Mutter! — alter frommer Vater!
Ach, ewig soll ich von euch scheiden!
Z. Gehorch! denn Beyde haben dich
mir anvertraut:
Dein Schicksal, Cora! stammt
von deiner Ältern Wahl.
Dem himmelnahen Stamme
deiner Ahnen würdig
war der Entschluß, der Sonne Dienst
dein Leben und dein Herz,
hier, ewig aufzuopfern.
C. O schwere Last,
die ich soll ewig tragen!
Du, o Gottheit!
der ich mein blühend Leben weihe!
du hast ja selbst dieß Herz
mit Zärtlichkeit begabt.
Z. Verwegene!
kannst du es wagen,
den Himmel anzuklagen?
C. Darf ich nicht zu klagen wagen?
Kann ich Arme jung und schwach,

sagen hören, ohne Zagen,
was dein Mund so grausam sprach?
Ach! mein Herz fühlt die Gefahren!
Kennt die Heiligkeit der Pflicht!
Aber dieses Herz verwahren,
ach, das kann, das kann ich nicht!

Z. Von reiner strenger Tugend
wird jedes Herz bewahrt.

C. Ein schwaches Herz
wagt keine Frevelthaten. —
(Heftig) Ich ihn nicht wiedersehn!

Z. Wen?

C. Himmel!

Z. Wen?

C. Verzeih!

Z. Nicht wiedersehen — wen?
doch dein Schweigen, deine Thränen
verrathen deutlich dein Geheimniß.
Klag deine Pein, klag deine Qualen!
Raubt Liebe dir dein Herz? —

C. Wie grausam kannst du seyn!
Ja, ach! ich kann dir's nicht verhehlen:
mag Zorn und Rache ewig quälen!
Die heißen Thränen meiner Wangen
bezeugen ganz der Liebe Macht!
Ein Blick entbrannte mein Verlangen?
Ich sah ihn, — ach! — und war gefangen,
in Fesseln dieses Herz gebracht!

Z. Wer ist der Frevler,
der dich an diesen Abgrund lockt?

C. Der Fremde, dessen Tugend Lob
um Ataliba's Thron,

von Mund zu Munde schallt.
Sein erster Blick
traf mich beym letzten Opfer,
ein Blick voll Gluth! Ein Blick,
den ich noch nie gesehn!
seit jenem Tag nicht wieder fand!
Doch blieb des Edlen Bild
tief in mein Herz geprägt!
3. Genug! — Dein Schicksal
bleibt unwandelbar entschieden!
Mir schaudert,
dich länger anzuhören!
Nach wenig Stunden nur
beschwörst du die Gesetze
der Gottheit, die den Tag
zur finstern Erde sendet.
Jed' Wort ist Rach' und Tod,
füllt jedes Herz mit Schrecken!
Wenn du den kleinsten Meineid wagest, —
Entsetzen! —
dann wird man lebend
dich begraben.
Dein Trost nach langer Qual, ist Tod!
dein Grabmahl Schande!
Das Rachschwert, daß dich strafend stürzte,
vertilgt dein ganz Geschlecht!
Wer deinen Nahmen trägt,
muß deine schwarze Gruft
mit seinem Blut versiegeln!
Verdiene diesen Tod,
verdien' des Himmels Huld!
Bestimme selbst dein Loos

mit Meineid oder Treue!
Doch, der Bäume Schatten schleichen
zu ihren Wurzeln schon;
die letzte Stunde naht,
und trägt auf heil'gen Armen
den jungfräulichen Schmuck,
der dich umschweben soll,
wenn meine Hand
dich an den Altar leitet.
Die Gottheit selbst
bestrahle deinen Schritt
mit Muth, mit Himmelswonne:
Z. Komm, folg mir!
C. Ach verzieh!
Z. Dein Schicksal rufet dich!
C. Bleib! Ach bleib noch kurze Zeit!
Z. Was, Freche, willst du wagen?
C. O Himmel, hör mein Klagen!
Z. Komm! Folg! die Rache waffnet sich!
C. Den kleinen Trost kannst du versagen!
Z. Fürchte! Zittre! Komm, die Pflicht gebeut!
C. Ach Zulma! wie, du willst mich zwingen,
daß ich auf ewig strafbar sey?
Z. Fort! oder du mußt ewig ringen
mit schwarzer Laster Tyranney!

Zweyter Auftritt.

Das Theater ist der Vorhof des Sonnentempels; das Innere des Tempels ist durch einen Vorhang abgesondert.

Ataliba. Alonzo.

Ataliba. Alonzo! du, den von Europa's Strande
der Himmel ausgesandt

zum Schutzgott dieser Länder!
Der edle Thaten übt,
von Menschlichkeit beseelt,
wenn, grausam, jenes Volk
mein schmachtend Land verheert,
das wüthend gegen uns
verwegne Waffen kehrte;
mit Ataliba komm!
und sey auch heute Zeuge,
mit welchen Opfern wir
den Gott des Segens ehren!
Ganz Peru feyert heut
den Tag, an dem sein Glanz
vom Mittelpunct der Veste
uns wird bestrahlen,
im treuen frommen Volk
den Glauben zu beleben,
daß seine Allgewalt
für Peru's Wohlstand wacht.
Dieß große Sonnenfest
hat Dankbarkeit geordnet.
Sobald die Säulen nicht mehr Schatten geben,
geh ich, Herz, Mund und Hand
des Altars Dienst zu weihen,
und bringe bethend Opfer dar.
Freund, der du nächst dem Gott,
der mir das Reich vertraute,
die Seele meiner Hoffnung bleibst!
Komm! daß ich ihm in dir
den treuen Beystand zeige,
den ich von seiner Huld erflehe.
Daß von uns weichen die Gefahren,

Hoff' ich von dem, der Allmacht hat!
Doch in Gefahren
wird uns bewahren
dein tapfrer Arm, dein weiser Rath!

Alonzo. O strömte schon mein Blut
für dich, aus diesen Adern!
Wär' schon der Tag mir angebrochen,
an dem mein Eifer ganz
für dich entbrennen könnte!
Sieh! eben dieser Fuß,
der dir beflügelt folgt
zu jenem Fest, betritt,
mit dir im Kampf,
die Blutbahn der Gefahren!
entweihte Menschlichkeit
an einem Volk zu rächen,
dem ich der Landsverwandtschaft Bande
beschämt vom Herzen reisse,
die Grausamkeit geschwärzt! —
Doch König! ist es wahr,
was Jedermann bejammert,
daß heute eine Schöne,
aus deinem hohen Stamme,
die mit erhabner Tugend
schon jedes Herz gewann,
dem Tempeldienst
die jungen Tage opfern soll?
Wie stimmt wohl das
in Peru's treffliche Gesetze:
aus der Gesellschaft Kreis,
im Lenz des Menschenalters,
ein reitzendes Geschöpf,

ein edles Herz zu rauben?
(für sich) Und sollte, die ich sah? —
Doch nein, ich irre wohl.
Ataliba. Mein Freund! wir ehren alte Sitten:
man hat die Wahrheit dir gesagt;
Sie ist ein Zweig
von meinem Stamm;
von Ahnen und Verdienst
wird sie vermählet,
zur heiligen Gemahlinn
des Strahlengottes.
Doch komm! die Zeit ist da,
daß wir zum Altar gehn!

So weit für jetzt! Ich könnte aus den bereits gedruckten Bogen, die jetzt vor mir liegen, noch mehr abschreiben, aber wozu Das? Man sieht aus gegenwärtiger Probe bereits, welche unsägliche Mühe es dem Verdeutscher gekostet haben muß, so eine Menge schwedischer Sylben gleich so viel aus unserer Muttersprache von eben der Quantität und eben dem Inhalt unterzulegen, und es wäre Ungerechtigkeit, von ihm zu fordern, daß alles Das auch als Poesie tadelfrey sey, was es als Unterlegung vielleicht ist. Die Länge der Perioden (zumahl im Recitative) die oft verworfnen Constructionen, die Nachsätze, wo man sich gar keinen Nachsatz mehr vermuthet, würde er gewiß vermieden haben, hätte sie Adlerbert vor ihm vermieden. Freylich bey einigen Perioden hat unsere Sprache ein wenig allzuviel gelitten. — Und davon nur ein Beyspiel! Alonzo sagt:

Mein Fuß betritt mit dir
Die Blutbahn der Gefahren!

entweihte Menschlichkeit
an einem Volk zu rächen,
dem ich der Landsverwandtschaft Bande
beschämt vom Herzen reisse,
die Grausamkeit geschwärzt.

Was ist Das eigentlich? Ich habe mehr als zwanzig Mahl diese Zeilen gelesen; ich habe sie mit möglichster Mühe und Nachsicht zu construiren gesucht; umsonst! — Einem Volke der Landsverwandtschaft Bande beschämt vom Herzen reissen, die Grausamkeit geschwärzt! Kein Druckfehler ist es nicht, denn in einem für ein hiesiges Concert schon längst gedruckten und vom Herrn Übersetzer mehrmahl durchgesehenen Texte steht vollends gar: der Landsverwandtschaft Rechte beschämt aus Fäusten reisse rc. aber ein Sprachfehler dürfte es wohl seyn. Die Stelle:

Beym Eintritt unter uns
Der Sonne heil'gem Chor,
bedenk's! durchdringt ihr Strahl
des kleinsten Fehlers Höhle!
Des Lasters That, der tiefsten Nacht vertraut,
beleuchtet unser Gott
den Augen aller Welt.

ist nicht viel deutlicher. Soll es heissen: Wenn die Sonne des kleinsten Fehlers Höhle durchdringt, so wird sie auch des Lasters Thaten beleuchten? — Oder: Bedenk's Cora, daß sie des kleinsten Fehlers Höhle durchdringt, und des Lasters That rc. beleuchtet. Auf beyde Arten (und eine dritte kenne ich hier nicht) wäre es auch gegen unsern Sprachgebrauch, zumahl den poetischen, geordnet. — Dergleichen Beyspiele hätte ich noch mehrere vorräthig, aber ich übergehe sie, weil man sonst,

sobald mir wider Willen der kleinste Spott entschlüpfte, argwohnen dürfte; ich wollte das Verdienst des Herrn Übersetzers verringern; und davon bin ich so entfernt, daß ich es wiederhohle: Er hat sich hier einer so mühsamen Arbeit unterzogen, daß ich solche nie zu versuchen das Herz hätte, und könnte ich auch dadurch mein zeitliches Glück gründen. —

Doch nun ein Paar Blicke auf Das, was eigentlich des schwedischen Dichters Arbeit ist, und wo ich doch hoffentlich, ohne so sichtliche Furcht mißverstanden zu werden, reden darf. Ich sage es im Voraus, ich werde ihn tadeln. Aber dann doppelte Ehre für den Herrn Kapellmeister, wenn er, Trotz dieser Fehler, Cora zu Dem machen konnte, was es wirklich ist — einem Meisterstück der Kunst.

Zulma, eine Priesterinn der Sonne, ermahnet Cora, die kurze Zeit, die ihr noch übrig ist, zur Prüfung anzuwenden, ob sie auch der Ehre würdig sey, die man ihr, durch Verlobung an den Strahlengott, zu erweisen gedenke. Cora gesteht, daß sie sich schon geprüft habe; daß sie liebe; ja sie nennt sogar ihren Geliebten. Es ist unmöglich, entscheidender zu wählen, als Cora es thut, und was kann man anders vermuthen, als daß Zulma ihr ankündige: sie habe sich unwerth gemacht, die Braut eines Gottes zu werden, der die Herzen durchschaut, und die größte Lauterkeit derselben fordert? — Aber geirrt, weit geirrt! Zulma donnert nun mit Fluchen auf das arme Mädchen los, und schließt mit der tröstlichen Versicherung, daß Cora, wenn sie nicht freywillig wolle, aus Furcht der Strafe wollen müsse. Vortrefflich! Was nützt nun diese ganze

Scene? Daß wir Cora's Liebe erfahren? — O die hätten wir ja sobald müssen kennen lernen.

Überhaupt ist diese Zulma nicht allein Flickperson, sie ist auch eine von der widrigsten Gattung Menschen; sie erscheint immer nur, um grausame Ungereimtheiten zu begehen.

Während des Erdbebens im zweyten Act, das hoffentlich alle meine Leser aus dem Marmontel schon kennen werden, befindet sich Alonzo in dem Garten der Sonnenjungfrauen; die erschrockenen Priesterinnen stürzen bey ihm vorbey; er redet sie an, sie geben ihm den weisen Rath, lieber auf Rettung als Gespräch zu denken, und fliehen. Endlich kommt Cora, von Allen verlassen; ihre Kraft ist hin, sie steht im Begriff, dem drohenden Verderben zu unterliegen; Alonzo erbiethet sich zum Beystande, sie schlägt ihn Anfangs aus, gesteht aber in der Folge ihre Neigung, und fällt ohnmächtig. In eben diesem Augenblicke kömmt Zulma, und kündet ihr in den härtesten Ausdrücken an, daß sie mit ihr gehen solle, um mit ihrem Blute die Gottheit zu versöhnen. — Wie künstlich! Also selbst mitten im Erdbeben, im Krieg der Elemente ist man vor Belauschern und Verräthern nicht gesichert? Die Naturforscher haben bemerkt, daß in dergleichen schrecklichen Ereignissen wilde und zahme Thiere beängstigt durcheinander irren, und Furcht und Haß gegen einander ganz bey Seite setzen; aber Zulma nur geht unter einstürzenden Mauern und berstenden Gründen umher, und denkt auf nichts Angelegentlicheres, als auf das Belauschen und auf das Schmähen? — Wie anständig sie dieß Letzte thut, will ich nicht einmahl rügen.

Auch der ganze oben abgeschriebene zweyte Auftritt im ersten Acte, was soll er? Uns sagen, daß ein Sonnenopfer vor sich gehen soll? Daß Cora das Opfer sey? daß sie den Alonzo liebe? — Alles Dieß wissen wir ja schon aus dem ersten Auftritte: ist dieser einmahl da, was bedarf es des zweyten? Auch ist diese ganze Scene nicht Dialog; es ist Harangue, die wechselweise von Munde zu Munde geht.

In der Geschichte der Cora, als Oper bearbeitet, sind vorzüglich zwey Puncte von Schwierigkeit. Ihre Verirrung vom Pfad der Tugend, und die Lossprechung. Wie der schwedische Dichter den ersten Punct behandelt, haben wir kurz vorher gesehen; aber wo das Strafbare in Cora's Betragen steckt, das sehe ich wenigstens nicht ein. Daß sie mit einem Fremdling spricht? Unmöglich, denn die anderen Priesterinnen haben ja auch mit ihm gesprochen. — Daß sie ihn liebt? Das wußte ja Zulma längst aus Cora's eigenem Munde; wußte es, ehe sie dieselbe einweihte. — Daß sie in seinen Arm sinkt? — O um Vergebung! Dieß ist ja bloß Ohnmacht, nicht Ergebung. Der kleine Schein, den sie gegen sich hat, den wird die Erzählung von ihrer Todesgefahr und Kraftlosigkeit leicht zerstreuen. Denn unmöglich kann man sie unverhört verdammen; und sich, aus Überdruß des Lebens, nicht vertheidigen zu wollen, das konnte sie auch nicht, denn es ist nicht bloß von ihrem Leben, sondern auch von ihrem Vater, ihrer Schwester ꝛc. die Rede.

Freylich leidet bey einer solchen Behandlung die liebe Delicatesse nichts. Aber die liebe Delicatesse bis zum unverdienten Scheiterhaufen auszudehnen, das kömmt mir vor, als wie, wenn die Inquisition bittet,

den Verbrechern nur ja kein Tröpfchen Blut zu vergießen.

Noch schwerer ist der zweyte Punct. Soll Alonzo's Rede ein wüthendes Volk besänftigen, und ein so heiliges Gesetz umstoßen, so kann sie nicht so kurz seyn; und doch wieder ein langes Rezitativ, die Schwierigkeit, es zu verstehen, das Untheatralische in der ganzen Sache; alles Dieß macht hier des Dichters beste Arbeit mißlich. Der Schwede hat von alle Dem wenig gefühlt; sein Alonzo spricht so lang und weitläufig, als befände er sich in der Lage des Antonius bey dem Shakspeare. Wie ich mir zu helfen gesucht, das habe ich jetzt noch nicht Lust voraus zu sagen. Vielleicht ist der billige Theil der Kunstrichter nicht unzufrieden damit, wenn einst das Ganze erscheint.

Und nun noch einige Proben meiner Arbeit! Nur glaube man nicht, weil ich den Schweden getadelt, daß ich eitel genug sey, mir einzubilden, als hätte ich alle Fehler hierbey vermieden. Alles, was ich hoffe, ist: daß ich nicht die Seinigen mitgemacht habe; ob andere, gleich große an deren Statt, das mag der Leser von Einsicht entscheiden. Nachstehende Scene ist die erste Einleitungsscene; wer die Schwierigkeiten von dergleichen Einleitungsscenen kennt, wird leicht begreifen, warum einige Stellen nicht kürzer gesagt werden konnten.

Schauplatz, ein prächtiger peruanischer Tempel, mit dem Altar der Sonne. Ataliba und Alonzo treten auf, die herumirrenden Blicke des Letztern zeigen, daß der Ort ihm neu sey.

Atal. Du schmeichelst mir, Alonzo;
Und das soll nie der Freund. — Wie könnte

der Blick nach deiner Vatererde
nicht Sehnsucht in dir wecken?
Wie könnte dieß mein Land, noch arm an Kunst und Weisheit,
dir gnügen, Göttersohn?

Alonzo. O nenne mich nicht so!
In meine Wange steigt des Blutes höchster Purpur,
wenn mich so tief ein Volk verehrt,
von dem das meinige erst Tugend lernen sollte.
Wahr ist's, wir drangen tiefer
in's Heiligthum der schaffenden Natur.
Wir gaben ehrnen Röhren
des Donners Allgewalt. — Wir borgten leichte Flügel
den Winden ab; und wilde Fluthen
erschreckten nicht der Forscher Herz. — Doch, ach! —

Atal. Und dennoch seufzest du, du Glücklicher?
Mir fast beneidenswerther, warum seufzest du?

Al. O nein, Monarch! mein Volk verdient nicht deinen Neid.
Wie unsre Kenntniß wuchs, wuchs auch der Keim des Lasters,
wuchs Tück' und Grausamkeit und Gier nach falbem Golde.
Der Wollust Gift entnervte bald
die Schwelgenden, und Menschlichkeit entfloh
aus tausend und aus aber tausend Herzen.
Wie sorg' ich, daß nicht einst dein eignes Auge
die Scharen meiner Brüder sieht!
daß nicht ihr Blutdurst deiner Länder Paradies
in Wüsteney verkehrt;
nicht deine Söhne, deine Töchter
gewürgt an diesem Altar bluten; —

und Mord und Brand
den stillen Frieden dieser Triften bald vielleicht
in Höhlen und in Wälder scheucht.

Atal. Unmöglich, Freund! — Dein Schmerz führt
dich zu weit.
Kann je der Mensch so tief von seiner Menschheit
sinken?

Al. Er kann's! — Ich nannte dir kein einzig Drangsal,
als das mein Auge selbst erblickt.
Ein fernes, fernes Land, mit Nahmen Mexiko,
dem Deinigen an Umfang gleich,
und jedes Überflusses Sitz
sah' ich bereits von diesem Mörderschwarm verödet;
und schon bedrohte dich ein ähnliches Geschick.
Auf stolzer Flotte kam schon längst mein Volk dir nah;
doch dicht' an deinen Ufern stürzt' ein Sturm
hernieder aus zerriß'nen Wolken,
und unsre Schiffe
scheiterten.
Von tausend Spaniern blieb ich allein erhalten; —
das Andere weißt du schon.
O, könnt' ich dir mit meinem Blute
den Frieden dieses Reiches, das ich liebe, bürgen,
wie willig thät' ich's dann!

Atal. (ihn bey der Hand fassend).
Ein Eifer, Freund, den meine ganze Seele
erkennt, den meine ganze Seele
so schätzet, wie sie soll!
Und dennoch zag' ich vor den Kriegern nicht,
die mir dein Mund verkündet:
auch unser Gott ist mächtig!
Er wird die tödtende Gefahr

von einem Volk zu wenden wissen,
das schon so lang ihm freudig dienstbar war. —
Noch heute wird zu dieses Altars Füßen
ein heilig Opfer ihm gebracht;
um's mit zu feyern, führt' ich, Fremdling, dich
hierher.

Al. Und diese Feyer? — Worin besteht sie?

Atal. Drey von des Landes schönsten Töchtern
entsagen heut der Liebe süßen Freuden,
entsagen Vater, Mann und Bruder,
um ganz der Sonne sich zu weihn,
um unbefleckt, wie Thau der Rose,
ihr ganzes Leben durch zu seyn. —
Von allen Festen meines Reiches
ist Dieß das heiligste.
Von allen Schwüren meines Volkes
ist Dieß der unverletzlichste.

Al. O glücklich Volk, das nie mit Blute
den Altar seiner Gottheit netzt!
Dein Loos ist Seelenruh und edler Einfalt Glück.
Wie durch ebne Ufer
sanfte Bäche rieseln:
rieseln deine Tage
hin zum Meer der Ewigkeit.
Nimm in deiner Palmen Schatten,
nimm auch mich, mich matten
Wandrer auf!
Kurz sey dann mein Lebenslauf!
Doch wird nie von heißer Klage
meiner Wallfahrt Loos entweiht.
Denn gleich wie durch ebne Ufer
sanfte Bäche rieseln;

rie-

rieseln meine Tage
dann zum Meer der Ewigkeit.

Atal. (ihn umarmend) Wohl mir, und dir, wenn Dieß dein Wunsch nur ist!
Mit Freuden wird mein Volk
dich als den Nächsten meines Throns verehren,
wird froh dir danken, wenn von deinen Lippen
zur unerfahrnen Menge
die Weisheit niederströmt.
Wähl' dir die schönste von den Töchtern
meines Land's: und dann —

Al. Vielleicht, o König,
hat schon mein Herz gewählt.

Atal. So schnell? — in diesen wenig Tagen?
Wer ist sie? — Sprich! (mit Wärme)

Al. O, sie ist schön,
schön, wie der junge Tag,
wenn er der Felder Thau mit goldnem Strahl beglänzt;
schlank ist ihr Wuchs, wie schlankes Rohr;
ihr Aug' ist Sittsamkeit, und jedes Wort
ein Lautenton.

Atal. (lächelnd) Nicht um ihr Lob,
um ihren Nahmen fragte ich, Jüngling, dich.

Al. Als jetzt des Meeres Fluth mich Halbverlornen —
(man hört einen musikalischen Marsch).
Ha! was ist das?

Atal. Der Priester feyerlicher Chor. — Schon naht er sich; —
auf wenig Stunden, Freund, entbehr' ich
dein Geheimniß noch;
dann will ichs wissen, will deine Liebe krönen.
Komm jetzt mit mir in diese Hallen,

und steh bey meinem Thron, wenn mich der Jubel der Priester ruft. (Beyde ab.)

Und nun noch eine Scene aus der Mitte des Stücks, die mehr Leidenschaftliches, mehr Wirkendes enthält!

Alonzo. (der in Gedanken versunken dasitzt.) Yezu. (Cora's Vater, der so eben hereintritt.)

Al. Ha, du mein Vater! (will ihn umarmen.)

Yez. Zurück!
Der Freundschaft heilig Zeichen
entweih der Frevler nicht!

Al. (erstaunt) Der Frevler! Wie?

Yez. Sprich:
Als du ans Ufer kamst, des Jammers Bild,
der Wellen Beute,
wer war's, der dich erhielt?

Al. Du! Du!

Yez. Und wer, wer war's, der dir des Meeres kaltes Wasser
aus deinen Locken wand,
dich liebevoll zur hellen Flamme führte,
und Kokosfrucht und süße Wurzeln
Dir Abgezehrten both?

Al. Cora!
Cora war der Engel.

Yez. Nun wohl.
Und eben diese Cora, meine Tochter —
O wär' sie's nicht! — schickt mich zu dir,
zu ihrem Tod' und unser aller Mörder.

Al. (zurückbebend) Entsetzen!

Yez. Flieh, Bösewicht,
der du in stille Hütten

Schmach und Verderben bringst;
und ein Geschlecht vertilgst,
das schuldlos ohne dich verblieben wäre.
Al. O bey des Himmels ew'gem Lichte,
entdecke mir, wie kann
ich Quelle deines Elends seyn?
Vez. Grausamer, und du fragst?
Willst selbst aus deines Freundes Munde
die traurige Versich'rung hören,
daß sein geliebtes Kind durch dich, Verführer, fiel?
Mit Tugend in dem Mund und Unschuld in den Blicken,
kamst dn hierher; doch tiefe Tücke
erfüllte längst dein Innerstes.
Einst am Ende deiner Tage
tönt des Richters ernste Wage,
und die Erde bebt mit Grausen,
wann der Tod den Frevler ruft.
Al. Zu viel! Zu viel! Mein Vater, höre mich!
Vez. Hör' mich erst aus! — Noch liebt sie dich.
Sie selber schickt mich her.
Geh, sprach sie, meld' ihm meinen nahen Tod.
Durch ihn sterb' ich, und sterbe gern;
doch daß sein Eifer nicht ihn zur Entdeckung reitze;
Er nicht ein Zeuge, ein Gefährte
von meinem Tode sey; nur Dieß
sey meiner Liebe Lohn! —
Befolg nun ihr Geboth! Entflieh!
Al. O ihr, des Himmels ew'ge Mächte,
nur einen Tropfen eurer Kraft,
daß nicht mein Schmerz zu schnell die morsche Hütte breche! —

Bey deinem und bey meinem Gott,
o Vater, schwör' ich dir, mein Fehltritt war kein Laster;
(niederknieend) Hier ist mein Schwert, hier meine Brust,
durchbohre sie, und räche dich! —

Pez. Mich rächen? Jüngling, weißt du nicht,
daß Einem nur die Rache ziemt? —
Kann Cora durch dein Blut die Unschuld wieder kaufen!
Kann uns dein Tod das Leben fristen?
Ich stürbe doch, und strafbar stürb' ich dann.

Al. Das sollst du nicht! — Beym Ewigen, das sollst du nicht!
Nicht du, nicht Cora, weder Bruder, weder Schwester!
So lang ein Tropfen Blut in meinen Adern strömt,
will ich euch retten.

Pez. ((mit schmerzhaftem Lächeln)
Ohnmächtiger, das kannst du nicht. —
Ein unerweicht Gesetz, dem Inka selbst zu heilig,
gebeut den Tod, und fürchterlich
rauscht schon von fern sein Fittig gegen uns.
Kennst du der Sonne heilig Feuer,
und Cora's Schwur, und unser Aller Schwur?

Al. Ich kenn' ihn. Doch Alonzo's Muth
erschrecken nicht Gefahren;
und würd' ich gleicher Strafe Raub;
wär' Jammer sonder Maß mein Loos;
ich will die ehrne Fessel brechen;
will meiner Seele Auserwählte
nicht als der Flammen Beute sehn.
Sey dein Gesetz so grau, so heilig, als du willst.
O, das Gesetz der Liebe
bleibt greiser, heiliger, und unbescholtner.

Rüste dich, der Hölle Schrecken!
Laßt des Todes schwarze Nächte
Meine Pfade grausend decken;
Dennoch bebt Alonzo nicht.
Cora! Cora! Dich zu retten,
trotz' ich Kerker, trotz' ich Ketten;
stürz' ich mich in tausend Gluthen,
schwämm' ich durch der Meere Fluthen;
und bey Gott! ich zagte nicht. rc.

* * *

Indem ich eben Dieß abschrieb, erhielt ich den zweyten Act der schwedisch-deutschen Cora. Ich will hier nur eine einzige Stelle der Vergleichung halber hersetzen.

Alonzo. (fällt dem Vater auch zu Füßen.)
Sieh meine Brust! — sieh hier mein Schwert!
Durchbohr mein Herz, das Tod begehrt!
Vater. Ich soll mich rächen?
Dein Blut, kann mir das Trost gewähren?
Vom Tod kann's uns doch nicht befreyen.
Ich sollte Schuld auf Schuld noch häufen?
Ich sollte strafbar sterben?
Noch bin ich ohne Schuld, und bist du Strafe werth,
erwarte sie vom Himmel!
Al. Wie unerreichbar groß ist deine Denkungsart,
dein Herz beschämt des Schicksals Härte:
Und deiner Tugend Lohn soll nun das Urtheil seyn,
das dir und deinem Stamme droht?
(entschlossen)
Ihr sollt nicht sterben — nein!
Ich wag euch Das zu schwören.

Ich geh zum Richter selbst, will Alles offenbaren.
Ich tödte mich, kann euch
mein Wort, mein Arm nicht retten.
Doch besser wär' für euch
die allerschnellste Flucht ꝛc.

Ob zu diesem letzten Rath auch Entschlossenheit gehört?
Als der Vater abgeht, ruft Alonzo noch Dieß nach:

Ach bleib! laß auf dein Herz
nur noch die Thräne fallen,
die deinem Werth
ein ewig Denkmahl schwört.

Eine ein Denkmahl schwörende Thräne? Mich dünkt, das sey ein wenig kühn.

Habib Al Staggiars (Dichter des Morgenlandes) System; nach dem Stighiariston.

„Habib, du bist einer der weisesten Männer in ganz Arabien,"

Hab. Wolle Allah, daß ich's wäre!

„Wenigstens giltst du bey dem Volke dafür."

Hab. Weil diesem Streben oft für Besitzen gilt.

„Wolltest du aber nicht mir wenigstens einige Fragen vergönnen?"

Hab. Der Mensch kann viel fragen, und wenig beantworten. Doch sag' an!

„Was dünkt dir wohl die vortrefflichste Sache bey den Menschen zu seyn?"

Hab. Ein richtiger Verstand.

„Und was kömmt im Ermanglungsfall diesem Gut am nächsten?"

Hab. Unbescholtenheit des Lebens,

„Und was muß Der thun, dem diese mangelt?"

Hab. Dem Rathe treuer Freunde folgen.

„Wenn aber diese fehlen."

Hab. Schweigen.

„Wenn er aber selbst Dieß nicht könnte?"

Hab. So schnell, als möglich sterben.

Brief der Lais an den Aristipp.

Nachstehender Brief ist das Bruchstück von einer meiner ersten jugendlichen Arbeiten. Sie sollte unter dem Titel: Leben und Briefe des Aristipp und der Lais, erscheinen; und ich hatte nun eben die Hälfte, ungefähr so viel, als ein mäßiges Bändchen betragen würde, zum Druck ausgefeilt, als Laidion von Heinse erschien.

Zwar hatte ich und Herr Heinse einen sehr verschiedenen Plan. Er hatte da Speculation hingelegt, wo ich bloß Unterhaltung zu verschaffen suchte. Aber doch bewog mich sein Zuvorkommen, mein Manuscript in einen Winkel zu werfen, wo es wahrscheinlich, ein Paar einzelne Briefe abgerechnet, ruhig vermodern wird. Vielleicht auch eben so gut, daß ich damahls an dessen Ausgabe gehindert ward: Wenige Schriftsteller kann die Auslegesucht ihrer Nachbarn mehr gequält haben, als sie mich quält; und in diesem Büchlein war allerdings Manches, was der junge ein oder zwey und zwanzigjährige Mann sich erlauben zu dürfen glaubte, und was man ihn nachher schwer genug würde haben fühlen lassen.

Gleichwohl muß ich hier meine Verwunderung

gestehen, daß Aristipp *) bisher so ziemlich ruhig in seiner Asche gelassen worden. Es wäre ein vortrefflicher Mann, wenn eine kühne, kräftige Feder ihn darzustellen wagte. Er hat eine so einleuchtende, und doch noch so ungenützt gebliebene, gute Seite. Diogenes von Laert und Andere haben uns so manche Anecdote von ihm aufbewahrt; auch nach Heinsen und Wieland ist uns, Trotz der meisterhaften Darstellung dieses Letzten, noch eine so reiche Nachlese übrig geblieben; seine Tugenden und seine Fehler machen ihn zu einem so freundlichen und uns unphilosophischen Mitmenschen so nahverwandten Weltweisen, daß er — wenn nur keine Stümperhand sich an ihm vergreift — äußerst interessant für jeden Leser von einigem Geschmack werden müßte.

Übrigens ist von ihm bekannt, daß er mit der berühmten Lais lange in der genauesten Freundschaft gestanden. Auf diese Voraussetzung bezieht sich mein Brief; und daß meine feinern Leser wissen werden, welcher Unterschied unter Griechenlands Buhlerinnen erster Größe und unsern heutigen gewesen, will ich gleichfalls hoffen; denn ich nehme mit Zuversicht an, daß jeder deutsche Mann von Kopf, und jede deutsche Frau, die einen hat, oder zu haben glaubt, den Agathon gelesen habe.

*) Dieß bisher war nur bey der ersten Auflage richtig; denn einige Jahre darauf erschien, unter Beziehung auf meine Skizzen, allerdings ein Aristipp, der aber freylich meinem Wunsche bey Weitem nicht entsprach.

Lais entbiethet dem Aristipp ihren Gruß.

Nein! unerschütterlich steht von heute an bey mir der Grundsatz: Ehe wird die Sonne ihre Kraft des Leuchtens und unser Geschlecht die Gabe der Redseligkeit, als ein Weltweiser die Unart des Selbstruhms ablegen. — Zwar glaubte ich Thörinn dich ehemahls von diesem Fehler frey; aber Dank sey deinem letztern Briefe! er hat meinen Irrthum geheilt.

Wer zweifelte wohl jemahls daran, daß du, mit denjenigen Fähigkeiten, die dir Göttinn Natur, obschon ganz ohne dein Verschulden, gab, am Hofe des Dionys, als Günstling dieses Monarchen, mächtig viel Gelegenheit habest, Gutes zu thun? Aber dich dessen gegen mich zu überheben; die höhnische Frage anzuhängen: ob ich mir es wohl zu denken vermöge, wie süß das Vergnügen nach Vollbringung einer guten Handlung sey? fürwahr, Das verdient Ahndung! Schrieb Das der Mann, der sonst mein tiefgebeugter Liebhaber war? Wärest du nur hier; zehn Tage lang solltest du fern von meinem Kuß und von meiner Umarmung bleiben; mit den fadesten schöngelockten Stutzern wollte ich plaudern, lachen, tändeln — so weit es sich nur tändeln läßt; und du solltest indeß vor knirschendem Verdruß — Strafpredigten gegen die Wollust schreiben, und ungelesen bleiben.

Aber jetzt, zu entfernt von dir, als diese Rache nehmen zu können, will ich — was mir ja auch Strafe genug für einen so stolzen Weltweisen zu seyn

dünkt, — deines Irrthums dich überführen. Denkst du deßhalb, weil ich eine Buhlerinn bin, vermöge ich nie etwas Gutes zu thun? Auswege tausendfach, wo ich mit List dich fangen könnte; aber meiner guten Sache gewiß, will ich die gerade Straße wandeln. — Zwar ist Lais so oft nur das weichherzige, freygebige, von dir und selbst von ihren Feinden als gefühlvoll gepriesene Weib; eine treue Freundinn, und eine leichtversöhnte Gegnerinn; aber weg mit allen diesen ihren Nebenrollen! auch Lais, die Buhlerinn, kann sich um das Glück ihrer Mitmenschen verdient machen; so wie Jeder — schreib dir hurtig dieß Paradoxon in deine Schreibtafel — so wie Jeder es kann, der die gute Seite seines Gewerbes, es sey so niedrieg als es wolle, nur nicht widernatürlich, hervorzusuchen weiß. — Huy! bald hätte ich mich in moralisches Geschwätz vertieft, da ich jetzt bloß Geschichtschreiberinn, eigene Geschichtschreiberinn seyn will. Höre also!

Du kennst Lisandern, den obersten Richter zu Korinth; kennst ihn wenigstens dem Nahmen, und also ganz gewiß seinem besten Theile nach. Unter dem Schein einer strengen Tugend verbirgt er, so gut es sich verbergen lassen will, den niedrigsten Geitz, Eigensinn, Stolz und unersättliche Wollust. Nichts in seinem ganzen Hause war gut, außer Naidion, seine einzige Tochter; ein Mädchen, schön, daß ich sie beneiden könnte, wenn Neid mein Fehler wäre; schön, wie die halbnackende Hebe in Herkules Armen, die auf meinem Gartensaale hängt, und die du sonst oft stundenlang mit gierigen Augen anblicktest, wenn du dich auf eine fröhliche Nacht vorbereiten wolltest. —

Auch Naidions Seele glich ihrem Körper; ein einziger Fehler, der bey tausend fleischernen Statuen eine Tugend seyn würde, machte ihr Unglück; sie war zu empfindsam. Klinias, der reitzendste junge Korinthier, bethete sie an, und gewann ihr Herz. Ihm gebrach der kleinste aller wahren Vorzüge, Reichthum; sein ganzes Vermögen betrug kaum hundert Drachmen; und Lisander staunte daher nicht wenig, als Klinias eine Anwerbung wagte. Mit verächtlichem Lächeln führte der Wucherer den Jüngling zu einer mit Gold angefüllten Kiste. „Fünf dergleichen „besitze ich, meine ansehnlichen Landgüter ungerechnet. „Drey davon sollen der Brautschatz meiner Tochter „werden. Zeige mir nur eine von dir, und ich „will sogleich das Opfer bestellen gehen." Beschämt entfloh der arme Jüngling; floh zu einem andern, nicht so unerbittlichen Knie. Naidion — O gähnen mußt du jetzt noch nicht, Aristipp! Ich will mich ja gern bestreben, kürzer zu seyn.

Du entsinnst dich doch, in welcher verdächtigen Stellung einst der Kriegsgott bey der Venus ertappt ward? Verändere die Nahmen, und du wirst meinem Griffel manchen Zug ersparen! Aber nun stelle dir auch die Wuth des Vaters, die Angst seiner gestrauchelten Tochter vor! Umsonst flehte sie zu seinen Füßen; er verstieß sie so kaltblütig, als wenn er noch eine Menge Töchter zu verstoßen übrig hätte; und hülflos, verspottet von ihren Gespielen, die mit Hohnlachen eine so schöne Nebenbuhlerinn gedemüthigt sahen, ein Raub des Mangels und der Schande, floh sie zu unserer gemeinschaftlichen Freundinn, der Lisystrata.

Unwissend von Dem allen besuchte ich eines Tages diese Letztere. — „Warum so traurig, Schwesterchen?" fragte ich lächelnd, als ich sie mit nassen Augen fand. „Ward ein Adonis dir untreu? Oder verstellt eine neugewordene Sommersprosse, ein Hitzblätterchen, ein haarbreites Ritzchen deinen Alabaster?"

„Nichts von allem Dem, Spötterinn! Mein Gram ist dieß Mahl ernstlicher. Naidion bekümmert mich."

„Als Nebenbuhlerinn, oder als Freundinn?" fuhr ich mit Fragen fort; und Lisystrata erzählte mir Alles, was ich dir so eben hergekritzelt habe. Bey den letzten Worten ihrer Erzählung ergriff sie meine Hand, führte mich in ein entlegenes Zimmer, und ich — ich erblickte eine Scene, die gewiß Apellen's Pinsel noch würdiger, als Phrynens badende Schönheit war.

Denke dir ein nachlässig, in kummervollster Stellung, hingeworfenes Mädchen, mit unbedeckter Brust, deren Form und Weiße einen Greis entzückt haben würde; mit Armen, die Juno selbst — mit aller Ehrfurcht gesprochen! nicht schöner haben kann; mit einem Fuß, neben dem der meinige, den du sonst immer mit der schon erwähnten Hebe ihrem verglichst, kaum sich zeigen dürfte; mit — o! ich muß deiner Empfindlichkeit schonen, deine Augen blinzeln schon. Kurz, denke dir, was du dir immer Schönes denken kannst, und du denkst dir doch noch einen schwachen Schatten von Dem, was ich wirklich sah. Ihre hellblauen, noch durch den rothgeweinten Rand und durch die Thräne schön schimmernden, Augen, blickten mit dem unnachahmlichsten Gemisch von Liebe und Wehmuth auf den Jüngling, der vor ihr kniete; der,

unaufmerksam bey den tausend reitzenden Lockungen ihrer ganzen Gestalt, nur ihre Hand mit seinen Küssen netzte; und für den die ganze übrige Natur ein unbemerktes Sandkorn war.

Schon vierzig, funfzig Augenblicke befand ich mich dicht an Naidion, als sie mich erst gewahr ward und aufsprang. Vergebens schlug sie ihr luftiges zerrissenes Gewand um sich; immer noch blieb viel zu viel unverhüllt, als daß du, ätherischer Schwärmer, bey diesem Anblick an die achte Sphäre hättest denken können.

„Ich bringe dir eine Freundinn," redete Lisystrata sie an, „die Theil an deinem Unglück nimmt, und deren Nahmen ich dir nicht erst zu nennen bedarf."

Sie wollte antworten; meine Umarmung verhinderte sie. — „Theuerstes Mädchen," rief ich, „ich komme, mit dir zu weinen, und, wo möglich, dich zu trösten. Schütte dein Herz vor mir aus, ob ich gleich bereits Alles weiß, was dich bekümmert."

„Alles?" indem sie ihr Gesicht verhüllte. — „Unmöglich! Wußte ich selbst doch noch vor wenig Stunden nicht Alles!"

„Wie Das, liebes Mädchen?"

„Dachte ich es doch, daß du nichts — nichts noch wüßtest! Deine Benennung schon verräth deine Unwissenheit! — Ha! ich Elende! Verruchter Klinias!" Sie sank auf das Polster zurück. Ihr Gewand schlug sich von der heftigen Bewegung zurück; ein einziger Blick bestärkte mich in Dem, was ihre Worte nur zu deutlich vermuthen ließen.

„Arme Freundinn!" seufzte ich, und trat näher; „schmähe nicht auf deinen Geliebten. „Euer Fehler,

wenn es ja einer ist, war ein Fehler der Menschheit, der euer Herz nicht schändet. Nicht als Buhlerinn, nicht als Lais, als eine Schwester spreche ich jetzt mit dir. — Du bist schuldig vielleicht, aber nicht strafbar."

„Ich nicht strafbar? Ich, die ich ungehorsam, entehrt." —

„Nicht entehrt, Liebe!"

„Leider! leider! ich bin es. Verflucht sey der Augenblick, wo ich es ward!" — Sie stieß, indem sie dieß rief, wüthend den immer vor ihr knieenden Klinias weg.

„Erbarmen! Erbarmen! Naidion!" rief der Wankende, und legte von Neuem sein Haupt auf ihr entblößtes Knie.

„Ha! wo nehme ich Erbarmen her, da solches wahrscheinlich im Himmel und auf Erden kein Wesen für mich mehr fühlt!"

Meine bisher mühsam zurückgehaltene Thränen fingen jetzt an häufig zu strömen, und im stillen Nachdenken stand ich eine lange Weile in mich selbst verloren da. — „Naidion," brach ich endlich aus, „sage mir aufrichtig, glaubst du wohl, daß dein Vater auch in seinem Alter noch ein Freund von weiblichen Reitzen seyn dürfte?"

Sie schwieg, und ich wiederhohlte meine Anrede wörtlich.

„Wozu diese Frage, Lais?"

„Weil ich dann hingehen und ihn zu besänftigen suchen wollte."

„Du?" stotterte sie zweifelhaft; „kaum! er ist

der strengste Mann in Korinth. — Er ist — zwar vielleicht.“ —

„Und was vielleicht, liebes Mädchen?“

„Ach ich weiß nichts; nichts, als daß ich jetzt ei„nen Dolch zu haben wünschte, dann wollte ich dir „diesen Gang, mir diese Angst und diesem verführeri„schen Buben die Rache, die seiner wartet, ersparen.“

Ich ergriff liebevoll ihre rothgerungene Hand. — „Schwesterchen,“ sprach ich, „noch nicht so rasch Alles „verloren gegeben! Dein Vater wäre nicht der erste „strenge Mann, den mein ziemlich leidliches Gesicht„chen milder machte. Ich eile sogleich zu ihm, und „sey versichert, ich thue, was er auch fordert: wenn „er mir nur dagegen gewährt, was ich in deinem Nah„men ihn bitte. — Harre in möglichster Ruhe nur noch „drey Stunden hier: bringt dir mittlerweile ein Sclave „oder eine Sclavinn diesen Ring, den ich hier am Fin„ger trage, als ein Merkzeichen, so folge mir mit dei„nem Klinias nach, und du sollst dann gewiß einen „versöhnten Vater finden.“

Mit diesen Worten schlüpfte ich fort, und nach meiner Behausung. Ich warf ein leichtes pfirsichblüthfarbenes Gewand um mich: halb verdeckte es den Busen, nur bis zur Hälfte verbarg es den Fuß. Mein Gesicht bedurfte keiner Kunst, denn das Mitleid gab meiner Miene einen Anstrich, der bey dem flüchtigen Blick im Spiegel mir selbst nicht mißfiel. Ein Band, von gleicher Farbe mit meinem Gewande, rollte ganz leicht meine braunen Locken empor, meine Wange glühte, und noch nie habe ich sehnlicher zu siegen gewünscht: selbst da nicht, als du, sokratischer Schüler, schön wie der delische Apoll, nach Ägina kamst, und mit einem

Stolz,

Stolz, der mich zu gleicher Zeit reitzte und kränkte, an meiner Tafel zu erscheinen wagtest.

Ich ward, so wie man ihm meinen Nahmen sagte, sogleich vorgelassen, und trat mit ungewohnter Furcht in sein Zimmer; aber noch jetzt bin ich ungewiß, ob er zuerst auf mein Gesicht, oder auf den Pulsschlag meines Busens blickte. — „Es donnert links!" dachte ich heimlich und ward muthiger. Mein ganzer Besuch schien ihn in Verwunderung, aber nicht in Mißvergnügen zu setzen; ehe ich selbst noch sprechen konnte, redete er mich an.

„Ist es möglich? Du kömmst zu mir, gefährliche „Lais? — Womit kann ich dir dienen?"

„Ich komme nicht in eigener Angelegenheit," anwortete ich und schlug bescheiden die Augen nieder. „Die Noth einer Freundinn führt mich hierher, und „kaum weiß ich, ob ich es wagen darf, dir — ".

„Ohne Umschweife, Lais! So wenig sonst ein „Richter ein Freund von deiner Schwesterschaft „seyn soll, so bin ich doch bereit, dir in jeder billigen „Sache zu dienen; zumahl da du so sehr Ausnahme „von der Regel machst."

„Ich wünsche dir Beharrung in dieser guten „Meinung!" Hör', also mein Anliegen. Nicia —

„Setze dich erst! Hierher! hierher! Näher, wenn „ich dich bitten darf!" unterbrach er mich, nöthigte mich mit der Höflichkeit eines Stutzers zum Niederlassen, rückte dann so dicht an mich, als ob er schwer höre, und seiner rechten Hand konnte man es leicht ansehen, daß sie oft ein Lüstchen hatte, sich mit meiner linken bekannt zu machen.

„Nicia," hob ich von Neuem an, „eine meiner

Bayerische ... bli...

„vertrautesten Freundinnen, läuft Gefahr, wegen „eines kleinen, heimlich gehaltenen, aber lei„der! nicht ganz heimlich gebliebenen Liebes„handels, die Unterstützung und die Zärtlichkeit ihres „Vaters zu verscherzen. Ein würdiger Mann bethete „sie an; sie that alles Mögliche, um das Herz ihres „Vaters zu lenken, aber er verstieß sie mit Erbitte„rung und mit Fluch; und sie floh zu mir. Die Gesetze „Korinths sind wider sie, und geben ihrem Vater „völlige Freyheit, sie zu enterben; aber die weit sanf„teren Gesetze der Natur und Menschlichkeit sprechen „ihr ein gelinderes Urtheil. — Welchen von beyden „wird sie sich unterwerfen müssen?"

„Ich fürchte, schöne Lais, denen von Korinth."

„Und soll also dieß unglückliche Mädchen für den „einzigen Fehler ihres ganzen Lebens so hart büßen? „Können siebzehn Jahre voll Unschuld nicht eine „Nacht der Schwachheit versöhnen! Soll sie in Man„gel und Blöße untergehen, weil ihre Augen und „ihr Herz anders wählten, als die Augen und das „Herz ihres strengen Vaters? Ist kein Mittel, sie „zu retten?"

„Es möchte schwer halten!"

„Aber ich beschwöre dich, sind denn die Richter „in Korinth lauter alte fühllose Männer, jeder ge„selligen Freude des Lebens abgestorben? Waren sie „nicht wenigstens einst Jünglinge? Fühlten, liebten, „schwärmten sie nie? Hat keiner von ihnen ein Mädchen „zum Straucheln gebracht? Waren sie Steine, ehe sie „zu Weisen wurden? Und können sie ein Vergehen „unverzeihlich finden, daß gewiß die Götter ver„zeihen?"

Er zuckte die Achsel, schien etwas sagen zu wollen, und blickte von ungefähr zur Erde nieder. Schnell stockte er; eine Kleinigkeit, mein durch einen Zufall halb entblößtes Knie setzte ihn so außer Fassung, und hätte mich beynahe zum Lächeln gebracht.

„Villeicht, gute Lais," erwiederte er endlich, „vielleicht könnte ich deiner Freundinn doch noch, um „deinetwillen, nützen. Wo die Gesetze selbst „nicht helfen, könnte künstliche Auslegung dersel„ben, könnte mein Ansehen, mein Zureden, meine „wenige Klugheit ihr helfen. Ist deine Freundinn noch „ledig?"

„Das ist sie, weil Mangel sie zwingt; aber sie „wünscht es nicht lange mehr zu bleiben. Eine unver„heirathete Mutter zu seyn, ist immer eine ver„drießliche Sache."

Er lächelte und schwieg wieder einige Augenblicke. In seinen Mienen herrschte Unruhe und Ungewißheit; jetzt überliefen mich seine Augen schnell vom Wirbel bis zur Ferse, jetzt schlug er sie seufzend nieder; jetzt nahmen sie alle die Freundlichkeit eines verliebten Jünglings an; aber ihr Lächeln ward Grinsen; und — o, ein verliebter Greis ist das lächerlichste Geschöpf unter der Sonne! — „Ist sie auch schön?" fuhr er fort; „obgleich ein Richter nicht nach Schön„heit fragen sollte."

„Schöner, als ich je ein Mädchen sah."

„Wie? auch dann nicht, wenn du vor deinem „Spiegel standest?"

„Da am wenigsten, guter Lisander!" Hier fiel mein Blick mit doppelter Gewalt auf ihn, und Dieß

sowohl, als auch das Wörtchen: „Guter Lisander!" thaten mehr, als ich selbst hoffen konnte.

„Schöner, als du?" rief er, und Alles an ihm gerieth in zitternde Bewegung. „Ihre Hand wäre wei„ßer, weicher, kleiner als diese da?" (Er ergriff die meinige.) „Ihre Lippen anlockender zum Kuß, als die deinigen?„(Ich wandte mich ein wenig, und er traf meine Wange.) — „Ihre Brust schöner, wallen„der, als" — Hier schlang sich sein Arm um meinen Nacken; seine Augen blinzelten, seine Knie bebten, und ich sprang auf.

„Lisander," sprach ich im halbzornigen Tone, „ich glaubte nicht, daß du ein so unruhiger Nachbar wärest."

„Lais! liebste Lais!" stammelte er und zog mich wieder neben sich; „welch ein Schicksal führt dich hier„her? Dich! schon so lange meiner Bewunderung, und — laß mich es gestehen — auch meiner Begierde Ziel!"

„Deiner Begierde? Du, ein Richter —"

„Auch der Richter ist ein Mensch! Wenn du deine „Freundinn liebst; wenn ich dir zu dienen vermag; so „befiehl über mich: aber erhöre dafür auch meine „Bitte! Ich will gern vergessen, daß ich Richter „bin; nur vergiß auch du ein Stündchen hindurch, „daß ich ein nahe funfzigjähriger Mann sey, und halte „mich für einen unserer jungen, schöngesalbten, schön „gepuderten Rathsherren!"

„Du scherzest, Lisander! — Wie könnte ich, „ich Lais, einen Mann rühren, dessen Tugend zum „Sprüchwort von Korinth geworden?"

„O laß sie jetzt, Zauberinn, laß sie jetzt beyseite,

„diese schwermüthige Tugend! Es ist so süß, zuweilen „ganz Mensch zu seyn. Willst du?" — Hier küßte er mich mit allen dem Feuer, dessen seine entkräfteten Nerven fähig waren; und ich entwand mich ihm nicht. — „Willst du?" rief er noch ein Mahl mit entzückender halb heiserer Stimme; und ein neuer Kuß beschmutzte meine Wange. — Ich schwieg, in anscheinender Ungewißheit. Hastig sprang er auf, verschloß seine Thür, und lag zu meinen Füßen. Ein Schauder überfiel mich; der erste, höchstens der zweyte, den ich bey einem solchen Antrag je gefühlt habe.

„Steh auf, Lisander", sprach ich, „und schwöre „mir bey dem Vater der Götter und der Menschen, Alles, „was in deinen Kräften steht, anzuwenden, um meine „Freundinn zu erretten, den Zorn ihres Vaters zu „besänftigen, guten Nahmen, Ruhe und Vermögen „ihr wieder zu sichern, und ihr wiederzugeben den Ge„liebten ihrer Seele. — Schwöre mir Das alles zu „fördern, so viel du vermagst, und dann will ich mich „auf deine vorige Bitte erklären."

Er schwur bey wenigstens zwanzig Gottheiten. — Was hätte er auch in diesem Augenblick nicht beschworen?

„Gut! — Kennst du den Nahmen Naidion?"

Medeens Zaubersprüche konnten kaum furchtbarer wirken, als auf ihn diese einzige Frage. Er starrte mich, fast eine Minute lang, sprachlos an. „Naidion! „rief er endlich: Naidion, meine Tochter? Du ihre „Vorsprecherinn? Dein Haus ihre Zu„flucht?" — Er sprang hier auf, ging mit großen Schritten zwey Mahl seyn Zimmer auf und ab, und

wandte sich wieder hastig zu mir: „Vergib mir! aber „mein Schwur, Lais, bindet mich nicht; du hinter„gingst mich. Ich würde nie der Naidion Das zuge„schworen haben, was ich der Nicia zuzusichern glaubte."

Ich erhob mich bey dem Ende dieser Periode gelassen. „Schließ doch auf, Lisander!" sprach ich mit einem etwas höhnischen Lächeln: „mein Verstum„men versprach noch weniger."

Er ergriff meine Gewänder, und sein starres Auge schien durch sie alle dringen zu wollen. „Schön„ste Griechinn," schrie er, „bey Allem, was heilig ist, „verlaß mich noch nicht! Wie leicht ist dir es, mich „frey von meinem Eide zu sprechen!"

„Und wie viel leichter und wichtiger ist dir die „Pflicht, ihn zu halten! Schäme dich, Lisander! „Wie erkühnst du dich, mir etwas von Neigung und „von Liebe vorzuschwatzen, da du die Bekanntschaft „zwischen uns mit Bundbrüchigkeit anfängst? „Ein desto schändlicheres Laster, da ich für Gewährung „aller deiner Wünsche nur etwas von dir verlange, „was auch ohne mich Billigkeit, Vaterliebe, Menschlichkeit fordern!"

„O sprich nicht mehr davon! Viertausend Se„stertien sollen morgen dein seyn, und dir die Stärke „meiner Neigung beweisen."

Hier fühlte ich, wie vom wahren Verdruß meine Wange sich färbte; mit stolzem Ernst sah ich auf ihn herab, und im Ton des bittern Spottes lispelte ich: „Fürwahr, nun zeigst du erst, wie wenig du mich „kennst, wenn du glaubst, daß ich für Jeden und „allezeit feil sey? Wenn ich je zuweilen die Freun„dinn eines Mannes war, oder zu seyn schien, dann

„war ich es fast immer aus Liebe; und aus Gewinnsucht wenigstens sicher nie — für eine solche „Kleinigkeit. Viertausend Sestertien waren der „Preis nicht, den ich dem Demosthenes setzte; und „Demosthenes war jung, sein Nahme schon geltend „durch ganz Griechenland. — Aber wisse, nicht als „Verkäuferinn meiner Reitze, als Vorsprecherinn einer Unschuldigen kam ich hierher; „und ich schwöre dir bey der Ceres Heiligthume: wenn „nicht Naidion ihren vorigen Platz bey dir wieder einnimmt; wenn du, der du so gern noch Buhler seyn „möchtest, nicht zuvor Mensch und Vater bist; „dann sollst du mir vergebens alle deine Kisten Gold, „alle deine Ländereyen biethen; dann will ich zu den „verworfensten Sträußermädchen, die ein Obolus erkauft, herabsinken, wenn ich je auf dein Flehen „höre."

Er saß starr und stumm; seine Hand hielt mich noch fest; sein Auge thränte. Ich schwieg einige Secunden; dann glaubte ich, jetzt oder nie sey der Zeitpunct zu ernsten Vorstellungen.

„Wie?" fuhr ich fort: „Und du zauderst noch? „Und du schämst dich nicht, Lisander, eben Dasjenige deiner leiblichen, deiner einzigen Tochter als „ein unversöhnbares Verbrechen anzurechnen, „was du selbst dich zu begehen nicht scheuest? Du bist „ein Mann, dem Alter näher als der Jugend; „Jahre, Weisheit, Amt und Sorgen müssen „deine Leidenschaften um ein Großes herabgestimmt „haben; aber noch bist du den Vergnügungen der Liebe „nicht ganz abgestorben. — Gute Götter, und du „rechnest es einem armen, liebevollen, unerfahrenen

„Mädchen so hoch an, daß sie strauchelte? Du willst „dein Blut verläugnen, weil sie unentgeldlich und „in ihrem siebzehnten Jahre an einen Jüngling „eine frohe Stunde verschenkte, die du mit vier„tausend Sestertien in deinem funfzigsten „noch zu erkaufen bereit bist? Sind alle deine Reich„thümer, wenn du Naidion verstößest, fähig, dir „eine ähnliche Tochter zu verschaffen? Ist Klinias „nicht der edelste, tapferste, schönste und bravste Jüng„ling? Macht nicht das Drittheil deines Vermögens „ihn reich, ohne dich arm zu machen? — O „höre, höre mich, Lisander! Ich will dein, dein „mit der aufrichtigsten Willfährigkeit seyn; nur sey „Mensch und Vater! — Sey es, und laß dir erst „diesen Kuß sagen, ob ich es vermag, dich zu be„glücken!"

Der Gedanke an Diejenige, für die ich jetzt sprach, erfüllte mich ganz; ich vergaß Ekel und Haß; küßte Lisanders welke Lippen so feurig, als ob es meines Aristipps Lippen wären, und der trunkne Thor sank halb sinnlos in meine Arme. — „Gnade! Gnade, „Lais!" lallt' er, „ich sterbe des süßesten Todes."

Ich ließ ihn gehen, und stieß, als wäre es aus Versehen, an mein Kleid. Es fuhr zurück; rasch blickte Lisander auf den Theil, den es entblößte, und so schnell ich mich wieder verhüllte, so sicher war ich doch, daß kein Reitz seinen Blicken entgangen sey. Dieser Kunstgriff, den ich allerdings Phrynens Betragen vor Gericht abborgte, versicherte mich meines Siegs.

„Beym Jupiter!" rief er, „Das ist mehr, als „ich zu überwinden vermag. — Naidion sey wieder

„aufgenommen! Bey allen Göttern Korinths schwöre „ich dir Dieses zu.“

„Und Klinias, der schon so viel von deiner „Tochter erhielt, sollte nun nicht auch von dir „selbst ihre Hand dazu erhalten?“

Er schwur abermahls, und wollte mich in ein Nebengemach ziehen; ich stand fest. „Verzeih mir, Li„sander,“ sprach ich, „wenn ich mißtrauisch geworden „bin; die Leichtigkeit, womit du dich kurz vorher von „deinem Eide befreit zu seyn wähntest, gibt mir „Grund dazu. Thatest du Das damahls, da du mich „noch nicht besaßest, was würdest du nach erhaltenem „Besitz thun? — Ich bin dein! Aber nicht für diesen „Nachmittag, für diese Nacht erst; und der „Abend zwischen diesen Beyden sey Naidions Hoch„zeitabend!“ Ein neuer Kuß bethörte den greisen Wollüstling. — „Es sey!“ rief er; und ich sandte sofort einen seiner Sclaven mit meinem Ringe zu Naidion.

Sie kamen. Alles war vergeben und verglichen. Freundliche Gespräche kürzten den Zwischenraum. Zwar saß Lisander immer mit der raschen Ungeduld eines Knaben da, der einen schönen Apfel nahe vor sich stehen sieht, und des Augenblicks harrt, wo er endlich zugreifen darf; aber meine Zurückhaltung zwang ihn. — Und nun denke dir den freudigen Auftritt, als Naidion und Klinias wechselweise zu meinen und zu seinen Füßen lagen; als Lisander mir vor Allen das Zeugniß gab: ich allein habe sein Herz erweicht! Denke dir den freundschaftlichen Neid, mit dem Lisystrata mir Glück zum Siege wünschte, und alle Liebkosungen, die der Vater sowohl, als die beglückten Neuverbundenen mir erwiesen!

Freylich war die Nacht, die auf das reitzende Mahl folgte, minder reitzend für mich; aber dafür bin ich auch nie von einem Lager mit leichterem Muthe aufgestanden. — Ich hatte ein unschuldiges Paar beglückt, den Hausfrieden einer ansehnlichen Familie hergestellt, einem verzweiflungsvollen Mädchen Ruh der Seele und guten Nahmen wieder gegeben, und dem Staate im Klinias einen edlen Bürger erhalten, der nun sicher, von seinem Schwiegervater unterstützt, mit starken Schritten den höchsten Ehrenposten entgegen eilt. — Sage mir, stolzer Weiser, hättest du das vermocht? Wären deine moralischen Gründe eben so kräftig als meine Reitze gewesen? Daß du der Gelegenheit mehrere hast, dem Staate zu dienen, wer läugnet das? — Aber sie ganz mir abzuläugnen; bekenne nur immer, daß das Frevel oder Übereilung war.

St. Dominicus und das Teufelchen.

Nach einer Legende.

Daß Satanas und sein Reich die frommen Menschen hasse, ist wohl bekannt genug, daß er unter den Frommen die Frömmeren vorzüglich anfeinde, ist dann ganz natürlich; und daß er endlich den Heiligen recht spinnefeind seyn müsse, ergibt sich a priori. Doch unter allen jenen prätorianischen Cohorten, mit welchen das andächtige Rom den Himmel, und fast noch sicherer den Kalender ausstattete, hat sich wohl Keiner dem höllischen Fürsten und seinen Heerscharen so verhaßt gemacht, als — St. Dominicus, dieser allerdings ehrfurchtswerthe Kirchenheld, der so viele tausend verstockte Albigenser mit Feuer und Schwert nöthigte — selig zu werden; dessen ganzes Leben einer Treibjagd gegen die Irrgläubigen glich, und dessen verklärter Geist noch jetzt jenes glorreiche Gericht beseelt, das dem Gott der Güte schon so oft ganze Scharen menschlicher Sühnopfer brachte, und so liebreich den Ketzern auch nicht ein Tröpfchen Blut vergießt, sondern höchstens ihren sündigen Leib zu — Asche und Pulver verbrennt. Wahrlich! Bey dem bloßen Nahmen Dominicus knirschte, so

lange er lebte, wuthvoll die ganze Hölle; und so oft Satanas einen Ausflug nach dem Erdkreise wagte, so oft er bey der Rückkunft von seinen Thaten, seinen Siegen, im Tone der Neuwieder-Zeitung, prunkte und prahlte, so oft fügte er mit plötzlich sinkender Stimme hinzu: Nur Dominicus thue ihm unbeschreiblichen Abbruch; nur er mache manche Anstalt, ihm künftig noch mehr zu schaden, und sey ein Mann, dem man durchaus nicht beyzukommen vermöge!

Einst, als Satanas abermahls dieses Klagelied angestimmt, und mit dem schon erwähnten Refrain geendigt hatte, war einer von den untersten Teufeln, denn bekannter Maßen gibt es im Reiche der Finsterniß auch eine vielgliederige Rangordnung, und Freyheit und Gleichheit sind dort ewig proscribirte Begriffe! — kühn genug, sich zu äußern: Man mache doch wohl aus diesem Dominicus mehr, als er wirklich verdiene. Er sey ja doch auch, wie die übrigen Sterblichen, von Fleisch und Blut, habe gewiß auch seine Leidenschaften und Blößen, und sobald er von diesen nicht frey sey, müsse es doch wahrlich, wie man zu sagen pflege, mit dem Teufel selbst zu gehen, wenn ihm der Teufel nichts anzuhaben vermöge! Er wenigstens, mit gehöriger Vollmacht versehen, getraue sich ganz gewiß, diesem Kirchenheiligen einen tüchtigen Streich zu spielen. —

Mächtig ergrimmte Satanas, als diese frevelnde Rede ihm hinterbracht wurde. Einem seiner Diener, einem der Geringsten in seinem Staate, sollte Dasjenige leicht zu seyn dünken, was er so eben für unmöglich erklärt hätte! Ein sträflicher Trotz, eine halbe Insurrection schon schien ihm in dieser Äußerung zu liegen, und er beschloß daher, den Frevler nicht nur

weidlich zu beschämen, sondern auch ernstlich zu züchtigen.

Wohlan denn, Verwegener, rief er, ich fasse dich bey dem Worte! Dominicus sey die Probe, ob deine mir bisher unbekannt gebliebenen Kräfte eine Belohnung, oder deine muthwillige Vermessenheit eine Strafe verdienen. Vermagst du jenen frommen Schwärmer zur Sünde, oder auch nur zum Fehltritte zu verleiten, so werde fortan einer meiner Lieblinge, der Erste von meinen Kämmerern. Hast du aber gelogen und geprahlt, scheitert dein Witz an Dominicus Unsträflichkeit: Dann nimm auch, im Angesicht der ganzen Hölle, mit hundert tüchtigen Streichen vorlieb, und wage es nie wieder, den Mund aufzuthun, nie, einen klügelnden Gedanken dir nur einfallen zu lassen, wenn die Fürsten und die Gewaltigen unseres Reiches sprechen! Dieß ist unser allergnädigster Wille."

Mit Demuth beugte sich das Teufelchen vor dem Thron seines Monarchen; mit Freuden fuhr es empor zur Erde. Zwar war es ihm einleuchtend genug, daß dieser Auftrag mehr zu seiner Beschimpfung, als zur Beförderung abzwecke; doch hoffte er, in dieser Probe zu bestehen, und nahte sich dreist der Wohnung des Heiligen. Es war Abend, von der Mitternachtsstunde nicht mehr fern. Durch den Rauchfang des Kamines (denn für einen so schwarzen Besucher geziemte sich auch ein schwarzer Eingang) schlüpfte er in die Zelle des heiligen Dominicus, und fand den emsigen Mann in vollester Arbeit über einer seiner erbaulichsten, zur Vertilgung aller Schismatiker ermahnenden Reden.

Man konnte dem höllischen Gegner nicht vorwerfen, daß er seinen Angriff zwecklos und schlecht über-

dacht unternommen habe. Schon die leichte Reiterey, die er als Plänkler voran schickte, war brav genug, und hat an manchem Orte Wunderdinge verrichtet. Sie bestand in Gedanken der Hoffart und des Selbstvertrauens auf bereits erworbene Verdienste, auf bereits erworbene Kräfte, auf Geistesstärke und Seelengüte. Ihnen folgten dann in schon geschlossenen Gliedern die Ermattung im Guten, und der selbstgefällige Vorsatz: nun auch einmahl auszuruhen von der langen, mühsamen Arbeit, auszurasten von der Last des Tages, nnd in einer heiteren Minute des wohlgenutzten Lebens sich zu freuen. Es schloßen sich endlich an diese nur noch halbgerüsteten Truppen im versteckten Hinterhalte die furchtbaren Scharen der Begierden und Wollüste, suchten den Müßigen zu locken, den Sicheren zu überraschen, hofften bereits, ihn umringt zu haben, und sprachen vom Siege, wie man in neueren Zeiten von einer gewissen — militärischen Promenade sprach.

Daß ein solcher Plan nicht ohne Köpf gemacht worden sey, daß er an Zusammenhang und Ordnung Manchen übertraf, den berühmte Kriegsobersten entwarfen, und noch berühmtere Staatsmänner himmelhoch erhoben, und der gleichwohl endlich durch des Schicksals unbegreifliche Laune zerplatzte, — darüber werden hoffentlich die meisten Leser mit dem Erzähler einverstanden seyn. Gleichwohl scheiterte auch dieser gänzlich; denn mit Erstaunen sah der Dämon, daß alle seine Kriegsscharen, alle seine leichte und schwerere Mannschaft, all sein Feld- und Belagerungsgeschütz nicht einmahl bis zur Berührung des Heiligen durchzudringen vermochten. Eine himmlische Athmosphäre

schien ihn zu umschließen, und Alles abzuwehren, was ihm schädlich werden könne. Alle Leidenschaften, alle Begierden wurden bald zum einzelnen, bald zum vereinten Angriffe befehligt; doch alle prallten fruchtlos wieder ab.

Der arme Teufel hätte bey so bewandten Umständen fast verzweifeln mögen. Schon einige Mahle hatte er mit Cäsar's Muthe seine zerstreuten Scharen wieder gesammelt, und, indem er sie wandte, ihnen zugerufen: „Dort sitzt der Feind!" Doch jede Erneuerung des Kampfes war eine verlorne Schlacht, höchstens ein meisterhafter — Rückzug mehr. Endlich gab er sein Heil beynahe schon halb verloren. Daß er diesen unbegreiflichen, von einer göttlichen Wagenburg gesicherten Mann zum eigentlichen Laster, zur wirklichen Missethat verführen könne, hoffte er nicht weiter. Doch auch Unterlassung des Guten ist ja, auf das Gelindeste gesprochen, halb eine Sünde! Den emsigen Dominicus wenigstens hierzu mit List zu verleiten, — damit schmeichelte sich der abgefallene Geist immer noch, und wurde deßhalb zum Affen. Eine sonderbare Wahl für den ersten Anblick! Die kleinen, schielenden, und gleichwohl lebhaften Augen, die geplätschte Nase, das breite, tausend verzerrte Mienen schneidende Gesicht, die wackelnde Schnauze, das schwärzliche, struppige Haar, der ausgedorrte Körper, die Beweglichkeit jedes Gliedes, — alles, alles Dieß bildete zusammen ein ziemlich drolliges Ganzes. Indem er die Tafel rasch umsprang, indem er polterte, schnalzte, mit Nüssen herumwarf, und, mit einem Worte, einen recht höllischen Lärmen anfing, hoffte er, den heiligen Mann, wenn auch nicht zu erschrecken,

doch zu stören, ihn zum Aufschauen, Stutzen und Innhalten bey seiner Arbeit zu bringen. — Doch Dominicus schrieb, und sah sich nicht um.

Das Teufelchen wurde ungeduldig. Gern hätte es den Heiligen bey dem Kleide gezupft, am Haare gerauft, an der Feder geritzelt, oder ihm den Schämel, worauf er saß, weggenommen oder weggezogen. Doch an alles Dieses durfte sich der Verworfene nicht wagen. Nur unter den Papieren, die umher lagen, zu rauschen, ein Paar Bücher im Büchergestelle herab zu werfen, jetzt auf den Leib sich zu schlagen, daß es wie eine Pauke wiederhallte, jetzt durch die Nase einen lustigen Tanz zu pfeifen, jetzt zu miauen, wie zehn Katzen, zu kläffen, wie zwanzig Schooßhunde, — nur Possen dieser Art gelangen ihm. Aber der heilige Dominicus schrieb fort, und sah sich nicht um.

Immer verdrießlicher wurde das Teufelchen, und auch dabey immer dreister. — „Er wagt es doch mindestens nicht, das Handwerk dir zu legen! Er hat noch keine Sylbe dagegen gemurrt, keine Miene verzogen. Wie? Rücke ihm näher! Ängstige ihn stärker!" — So dachte dieser kecke Sohn der Hölle; und indem er Dieß dachte, sprang er rasch über den Tisch hinweg, daß das Schreibezeug erbebte, das Licht fackelte, und das Papier sich verschob. Hurtig noch einen Sprung zurück, und der Leuchter fiel, die Wachskerze zerbrach. Aber in eben dem Augenblicke griff auch der Heilige nach dem Springer, erhaschte denselben, wie man ein Eichhörnchen hascht, stellte ihn dicht neben seinem Stuhle hin, und sprach: „Nimm hier das Licht und leuchte! Rühre dich aber dabey nicht um ein Haar breit!" —

Da stand der Possenreisser starr und steif; da war

an

an keine Posse mehr, an kein Widerstreben zu denken. Nicht einmahl zittern durfte er, damit das Licht nicht wehe, so zitterlich ihm sonst zu Muthe seyn mochte. Ein verbissenes Zähnklappern, ein sehnlicher Wunsch, sich lieber in tiefster Hölle verkriechen zu dürfen, ein schmerzliches Gefühl seiner Ohnmacht und Thorheit, — das Alles wandelte zwar jetzt den Ertappten an, und drückte sich in jeder Miene seines Gesichts aus. Doch den Heiligen kümmerte dieses nichts weiter. Dominicus schrieb fort, und sah sich nicht um.

Wohl eine Stunde und länger noch stand so einer Statue ähnlich der Arme da, der jetzt mit Recht ein Lucifer heissen konnte. Die Kerze brannte immer tiefer und tiefer, schon nahm sie gewaltig ab; schon nahete sie sich ganz ihrem Ende; schon kam ihre Flamme immer dichter an die Finger des Haltenden. Zwar wollte der Teufel ein Paar Mahl, sie auszublasen versuchen; doch umsonst! er konnte nur den Mund spitzen, und nichts weiter. Jetzt schmolz endlich der letzte Tropfen Wachs. Aber der Docht erlosch gleichwohl nicht, und fiel noch weniger ab; immer weiter brannte er in die frische Haut; brannte mit Schmerzen, wie sie der Dämon niemahls noch empfunden hatte: und — Dominicus schrieb weiter, merkte nichts, oder wollte nichts merken. Element! welche Gesichter schnitt jetzt der arme versengte Teufel! nun waren es nicht mehr Grimassen des Spotts oder Muthwillens; es waren Zeichen des bittersten Schmerzes. Gern hätte er wenigstens die gebrannte Faust hin und her geschwungen; gern auf irgend eine Art, wenn auch nicht Hülfe, doch Linderung sich verschafft; aber, keines Gliedes mächtig, mußte er nun da stehen, um zu leuchten und zu leiden.

Jener unbarmherzige Docht brannte immer fort, und dieser noch unbarmherzigere Dominius schrieb immer fort. Endlich brach der Gequälte in ein klägliches Wimmern, stufenweise in ein lautes Heulen aus. Auch dieses länger noch unbemerkt zu lassen, war dem Heiligen unmöglich. Wahrscheinlich mehr um sein eigenes Ohr, als um die Noth des nächsten Nachbars besorgt, blickte er gemächlich empor, sah und hörte dem Schmerzensausdrucke dieses Leidenden noch ein Paar Minuten mit jener edeln, lächelnden Gelassenheit zu, mit welcher die Inquisitoren der Folter eines Verstockten zusehen, der dem heiligen Gerichte die Selbstanklage verweigert, und sprach endlich so liebreich, als möglich: „Ey, ey, Verworfener! machst du nicht einen entsetzlichen Lärm um eine Kleinigkeit? Bist du denn des Schwefels und Pechs noch so wenig gewohnt, daß ein Flämmchen dieser Art dich kümmert? Gefällt das Ämtchen dir nicht, das ich dir, Schäcker, auftrug? Hättest du nicht Lust, in meiner Nachbarschaft noch ein Paar Jahre länger zu verweilen?

Die Antwort des Befragten läßt sich errathen. Tausend Bitten, ihn nur dieß Mahl loszugeben, tausend Schwüre, dann in alle Ewigkeit hierher nicht wieder zu kommen, drängten und jagten sich. Das empfindsame Herz des großen Kirchenvaters wurde erweicht. Er hatte ja überdieß, wie die Kirche immer thut, nur gestraft, um zu bessern! — „Gehe denn! sprach er, und schlug erst noch mit einem dünnen, zum Lineal ihm dienenden Stäbchen den Zitternden so sanft auf das Haupt, daß er bis tief zur Erde sich krümmte. Gehe denn, und sage deinen Brüdern, sage deinem Gebiether selbst, ich habe der Ker-

zen noch mehr vorräthig, wenn sie vielleicht Lust haben sollten, mir auch einen Besuch abzustatten!"

Rasch entfloh jetzt der Teufel zur Hölle. Aber auch dort wartete seiner des Vergnügens herzlich wenig. Jeder seiner Klagetöne war, so wollte es Dominicus! — bis tief hinunter gedrungen; mit lautem, schadenfrohen Gelächter empfing ihn der ganze Tartarus; um jene ihm versprochene Belohnung nun quitt zu machen, standen schon zwey tüchtige Schergen der Unterwelt in Bereitschaft. Jede Bitte um Nachlaß, jede Berufung auf schon erlittene Schmerzen wurde verworfen; von hundert ihm zugesicherten Streichen fiel auch kein einziger darneben, und als sie nun überstanden waren, als er nun, nach der Hölle schon erfundenen Sitte, im Begriffe war, seinem Gebiether für die empfangene väterliche Züchtigung Dank abzustatten, da ergriff ihn dieser mit gewaltiger Faust, schleuderte ihn in seines dunkeln Reiches tiefsten Winkel, und rief: „Dort harre tausend Jahre, und wage es nie wieder, vor meinem Throne und eben so wenig auf dem Erdbezirke dich blicken zu lassen! Fürwahr der Anblick eines solchen Thoren könnte jeden klügelnden Sterblichen sonst endlich doch die große Wahrheit lehren: daß jedes W a g e s t ü c k o h n e K r ä f t e nicht etwa H e l d e n m u t h, sondern T h o r h e i t sey, die am Ende nur mit verbrannten Fingern belohnt, und wodurch man Schaden und Spott zugleich einerntet!"

Ein Timon neuerer Zeit.

Copie, nicht Ideal.

Im November 1761, legten dringende Geschäfte mir die Nothwendigkeit einer Reise auf, die mich durch M..ren führte. Eben hatten anhaltende Regengüsse — wie in dieser Jahreszeit gewöhnlich — die Wege grundlos und das Reisen höchst beschwerlich gemacht. Dadurch geschah es, daß ich eines Tages die mir vorgesetzte Station nicht erreichen konnte, und wider meinen Reiseplan mich genöthiget fand, in S... zu übernachten.

So übler Laune ich darüber war, so stimmte doch die Jovialität meines Gastwirths mich bald in eine bessere um. Seine herzliche Theilnahme an den Beschwernissen meiner Reise, verbunden mit der unverdrossensten Geschäftigkeit, mich durch die möglich beste Bewirthung, dafür zu entschädigen, machte, daß ich dem Mann meine ganze Zuneigung schenken mußte. Höflichkeit, Freundschaft, Gesprächigkeit, und ein durch Erfahrung geschärfter Verstand, zeichneten ihn gar sehr vor vielen seines Gleichen aus. Auf alle Fragen, die ich an ihn that, wußte er genugthuenden Bescheid,

und wurde, während einer halbstündigen Unterredung, mir so interessant, daß ich nicht umhin konnte, mir seine Gesellschaft auch bey der Abendmahlzeit auszubitten. Er war gefällig genug, die Einladung anzunehmen.

Besorgt, über Tische mich bestens zu unterhalten, lenkte er das Gespräch auf den damahls noch fortdauernden siebenjährigen Krieg, welchen er vier Jahre, als Wachtmeister, mitgemacht hatte. Was er während dieser Zeit sowohl Gutes als Übles erfahren — welchen Schlachten und Scharmützeln er beygewohnt — aus welchen Gefahren ihn bald Tapferkeit, bald List, bald Zufall gerettet hatte, alles Dieß erzählte er, ohne aufzuschneiden — wie dergleichen Leute sonst pflegen — mit so vieler Laune und soldatischer Beredsamkeit, daß ich ihm nicht ohne Vergnügen zuhörte. Mitunter — wie leicht zu erachten — tischte er mir auch manches lustige Anecdötchen auf, worüber ich von Herzen lachen mußte. Nachdem dieser Stoff erschöpft war, und unser Gespräch zu ermatten anfing, fragte ich: wem dieser Ort als Grundherrn zugehörte. Auf einmahl änderte mein Tischgenosse die Miene und — seufzete. Ich merkte, daß ich eine empfindliche Saite berührt hatte, und ward in Erwartung gesetzt. „Ach! — sprach er — noch vor zwey Jahren war der unglückliche Baron von F . . unser Herr, und ein guter Herr; jetzt ist es sein noch unmündiger Neffe, gleiches Nahmens.“ — Warum unglücklich? fragte ich. — „Ja wohl unglücklich; Sie sollen gleich hören, wie unglücklich!“ Jetzt begann eine lange und interessante Erzählung, deren wesentlichen Inhalt ich in Folgendem mittheile.

In der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts lebte in

M . . ren ein gewisser Baron v. F . . ., welcher, durch den Tod seines Vaters, zum Besitz von zwey ansehnlichen Landgütern gelangte. Ob er gleich nur erst seine Volljährigkeit erreicht, — in der Hauptstadt, seiner Studien halber, sechs Jahre zugebracht, folglich die Herrlichkeiten der großstädtischen Lebensart in ihrem anziehendsten Glanze kennen gelernt — über dieß, Kenntnisse, Einsichten und Geschicklichkeiten, die ihm den Weg zu den ansehnlichsten Staatsbedienstungen öffneten, sich erworben hatte: so zog er doch das Privat- und Landleben vor, und widmete sich ganz der Verwaltung seiner Güter, die er nicht im besten Zustande, ja sogar, mit Schulden belastet, antrat. Die äußerste Einschränkung im Aufwande, und eine emsige, nach den bewährtesten Grundsätzen geführte, Ökonomie hoben binnen sechs Jahren nicht nur besagte Güter aus ihrem Verfall, sondern setzten auch den Baron in den Stand, die darauf haftenden Schulden rein abzustoßen.

War es bereits Hang zu einer stillen und eingezogenen Lebensart, daß der Baron nur wenigen Umgang pflog, oder gestattete die rastlose Pflege seiner Güter es nicht anders, — das weiß man nicht. Genug, er vermied nicht nur selbst alle Gelegenheit, mit Menschen zusammen zu kommen, auf das sorgfältigste, sondern gewährte auch — seine nächsten Verwandten, und ein Paar seiner ehemahligen akademischen Freunde ausgenommen — nicht leicht Jemanden Zutritt. Gegen Überlauf von ungebethenen Gästen schützte ihn sein Schloß in S . . ., das er wahrscheinlich dieses Vortheils wegen, so alt, und schlecht eingerichtet es sonst war, zu seinem Wohnsitz gewählt hatte, da er doch

gleich auf seinem zweyten Landgute noch ein anderes, nur erst von seinem Vater, in der anmuthigsten Gegend, und nach dem modernsten Geschmack erbautes, Schloß besaß. Besagtes Schloß in S . . ., das ehemahls ein Castell gewesen seyn mochte, war nähmlich mit einem hohen Wall umgeben, und bloß, mittelst einer Fallbrücke, zugänglich, die meist aufgezogen blieb, und nur dann herabgelassen wurde, wenn der Baron — welches äußerst selten der Fall war — sich bey Laune fand, Besuch anzunehmen. Doch durfte dieser sich niemahls über die Mittagsmahlzeit hinausziehen; über Nacht ward Niemand, selbst seiner nächsten Verwandten keiner, beherbergt.

In die Hauptstadt kam der Baron niemahls, außer im Falle dringender Geschäfte, auf welche auch die Dauer seines Aufenthalts in derselben sich jedes Mahl einschränkte.

Gegen seine Unterthanen bezeigte sich der Baron billig, nach Umständen sogar gütig; verhielt sie zwar zu ihrer Schuldigkeit mit Strenge, aber ohne Härte, und unterstützte sie in unverschuldeter Noth, nach seinen Kräften edelmüthigst. Gleichwohl ließ er sich nur selten mit ihnen ein, und, außer den hierzu ein für alle Mahl ausgesetzten Tagen und Stunden, niemahls. Selbst sein Wirthschaftsverwalter durfte nur an bestimmten Tagen erscheinen, und der dringendste Fall vermochte von diesem Befehl keine Ausnahme zu rechtfertigen. Ein Koch, ein Jäger und eine Magd — alle drey seine Unterthanen — machten die ganze Dienerschaft des Barons aus. Ersterer mußte immer auf acht Tage sich verproviantiren, damit das Bedürfniß, die Fallbrücke herabzulassen, möglich eingeschränkt würde. Bey unvorhersehlichen Veranlassungen, gab hierzu der

Baron entweder selbst Befehl, oder seine Erlaubniß mußte hierüber eingehohlt werden.

Dieser sonderbaren Lebensart wegen, die dem Stande des Barons so wenig, als seinem Alter, angemessen war, mochte man mit ernsten Vorstellungen, oder mit Satyre ihm zusetzen, Beydes verfing nichts. Alles, was er hierauf erwiederte, war ein bitteres Lächeln, das zu sagen schien: er erachte sich Niemanden, wer es auch sey, verpflichtet, von seinem Thun und Nichtthun Rechenschaft zu geben. Dieser unbiegsame Steifsinn — verbunden mit der äußersten Irritabilität — verscheuchte nun auch die wenigen seiner Verwandten und Freunde, deren Besuch er, ob er ihn gleich nicht suchte, wenigstens duldete: und er fand sich endlich — worauf er es vielleicht auch angelegt hatte — alles Umgangs, aller Besuche überhoben.

Im vier und dreyßigsten Jahre seines Alters gerieth unser Baron auf den Gedanken, sich zu verheirathen. Die Wahl traf, nach einer kurzen Bekanntschaft, ein Fräulein aus der Nachbarschaft, zwar ohne Vermögen, aber von guter Herkunft, einnehmender Gestalt, und ziemlicher Geistesbildung. Der Hochzeittag wurde standesmäßig, — wurde mit einem Gepränge, mit einer Fröhlichkeit begangen, die mit der bisherigen einfachen, stillen und sonderbaren Lebensart des Barons zu auffallend contrastirte, als daß die Theilnehmer an dem Feste nicht hätten die schmeichelhaftesten Hoffnungen, für die gänzliche Sinnesänderung des Neuvermählten, schöpfen sollen. Allein wie betrogen fanden sie sich, als der Baron schon den folgenden Tag seine Gemahlinn wieder verabschiedete, sie, mit Auswerfung einer Appanage von 1000 fl., auf sein zwey-

tes Schloß verwies, und ihr, bey Verlust dieser Appanage, verboth, ihm je wieder etwas von sich sehen oder hören zu lassen.

Doch hiermit war es noch nicht gethan. Der Baron selbst unterzog sich einer Reforme, die einer Selbstbestrafung für die Thorheit, sich verheirathet zu haben, nicht unähnlich sah. Er bezog nähmlich in seinem Schlosse ein von allen übrigen abgesondertes Zimmer, das nur einen Eingang hatte, mittelst eines eisernen Ofens von innen sich heitzen ließ, und dessen zwey Fenster, aus welchen der Baron einen großen Theil seines Gutes übersehen konnte, mit eisernen Stäben versehen waren. In die Thüre dieses Zimmers ließ er eine Öffnung von etwa zwölf Zoll in das Gevierte ausschneiden, welche ein von innen angebrachter hölzerner Schuber sperrte. Durch diese Öffnung allein sprach der Baron in der Folge mit denjenigen Personen, mit denen zu sprechen er sich schlechterdings nicht dispensiren konnte — mit dem einzigen Jäger und Verwalter. Die Thüre selbst wurde nie wieder geöffnet, als an dem fatalen Tage, welcher der letzte seines Lebens war.

Da das Zimmer, in welches der Baron sich eingesperrt, oder besser — eingekerkert hatte, gerade über der Fallbrücke gelegen war, so ward solche mit dem Zimmer dergestalt in Verbindung gebracht, daß der Baron Jene in Diesem, nach Belieben, aufziehen und herablassen konnte.

Nachdem alles Besagte in Ordnung gebracht war, mußten auch der Koch, der Jäger und die Magd das Schloß räumen, und der Baron blieb, nebst den Krähen, Dohlen und Mardern, die seinem Befehl nicht unterstanden, der alleinige Bewohner desselben. Mit

dem Schlage zwölf an der Uhr des Schlosses, mit welchem auch die Fallbrücke herabfiel, mußte der Jäger dem Baron seine Mahlzeit, die aus zwey, allemahl von ihm selbst schriftlich angegebenen Gerichten, und aus Wasser zum Trunk, bestand, überbringen. Er speisete alle vier und zwanzig Stunden nur ein Mahl, und an dem Jahrstage seiner Vermählung gar nicht. Hatte der Jäger das Essen, sammt dem, was noch sonst zu bringen war, übergeben, und die etwaigen Befehle des Barons erhalten, dann mußte er unverzüglich sich wieder entfernen, und die Fallbrücke, sobald er solche passirt hatte, wobey der Baron ihn jedes Mahl an dem Fenster beobachtete, ward wieder aufgezogen. Hatte der Baron außer dieser Zeit mit dem Jäger zu sprechen, oder, aus welchem Grunde immer, seiner nöthig: so zog er die in dem Schloßthürmchen befindliche Glocke an, welches er ebenfalls in seiner Klause thun konnte, und worauf der Jäger äußerst wachsam seyn mußte.

Der Verwalter war angewiesen, alle Montage um zehn Uhr Morgens zu erscheinen, und seine Rechnungen und Wirthschaftsberichte zu überreichen. Schlag zehn Uhr, mit welchem er sich schon auf dem Wall eingefunden haben mußte, sank dann auch die Fallbrücke nieder, die während der Zeit, als die Unterredung mit dem Baron dauerte, aufgezogen blieb. Besagte Wirthschaftsberichte und Rechnungen ging der Baron genau durch, und ertheilte hierüber seine Erinnerungen und Befehle, die im Durchschnitt immer treffend ausfielen, mitunter aber doch Spleen und Caprice verriethen, allemahl schriftlich; wie er denn die eingehenden Gelder nicht anders, als gegen Quittung über-

nahm, nachzählte, und in einer in seinem Zimmer befindlichen Kiste verwahrte.

Ein Paar Anecdoten, da sie auf den Charakter des Barons etwas mehr Licht werfen, darf ich hier nicht vorbeygehen.

Einst gelang es einem seiner nächsten Verwandten in Gesellschaft des Jägers — auf andere Art wäre es nicht möglich gewesen — vor die Zimmerthür des Barons zu kommen. Dieser nahm ihn zwar mit Befremden, und sichtbarem Unwillen auf, hörte aber doch eine ziemlich lange und emphatische Apostrophe, wodurch Jener ihn auf andere Gedanken zu bringen suchte, mit aller Geduld und Gelassenheit an. Erst, nachdem der unberufene Bußprediger geendet hatte, nahm der Baron das Wort. — „Sie wollen — sprach er — mich curiren; das werden sie nicht. Wohl aber will ich Sie curiren. Verziehen Sie einen Augenblick.“ Der Baron entfernte sich, kömmt aber nach einigen Minuten an die Thür wieder zurück, und fährt fort: „Ihre Krankheit, Vetter, sind Schulden. Da nehmen Sie ein Heilungsmittel, das unfehlbar seine Wirkung thun wird. Hüthen Sie sich aber vor dem Rückfall: denn Rezidiven vermag ich nicht zu curiren.“ Hiermit überreichte er seinem Vetter einen Beutel mit drey tausend Ducaten, — der Schuber fliegt zu.

Ein anderes Mahl sah der Baron aus seinem Fenster ein weitschichtiges ihm zugehöriges Kornfeld, auf dem man Tags vorher den Schnitt gehalten hatte, noch mit Mandeln und Garben bedeckt. Der Verwalter muß kommen.

Baron. Ich will, daß dieses Feld noch heut geräumt sey.

Verwalter. Eure Gnaden erlauben, daß ist eine offenbare Unmöglichkeit.

Baron. Glaubt er, daß ich unmögliche Dinge befehlen kann? Schicke er mir die Schulzen aus den nächstgelegenen drey Ortschaften her.

Sie erschienen.

Baron. Ich schenke euch die ganze Fechsung von diesem Felde da an der Anhöhe, unter der Bedingung, daß ihr noch vor Sonnen-Untergang reine Arbeit machet.

Daß dieser Antrag ohne Widerrede angenommen, und der Baron seines Wunsches gewährt wurde, brauche ich wohl nicht erst zu erinnern.

Ohne Zweifel hatte der Baron in ähnlichen Zügen mehr seine singuläre Art zu denken und zu handeln bloß gegeben, die aber dem Stumpfsinn eines Verwalters und eines Jägers — beynahe die einzigen Menschen, zu deren Wissenschaft sie gelangen konnten — nicht genug auffielen, und von ihnen nach Gebühr gewürdiget, und in Umlauf gebracht zu werden. Wenigstens war mein gefälliger Wirth außer Stande, meine gerechte Lüsternheit nach mehrern zu befriedigen.

Dreißig Jahre und darüber (unglaublich müßte es scheinen, bürgte nicht das Zeugniß der ganzen umliegenden Gegend für die Gewißheit) hatte der Baron in diesem sonderbaren, widernatürlichen Zustande verlebt, als man eines Tages schon in der Morgendämmerung wahrnahm, daß die Fallbrücke herabgelassen sey. Diese Erscheinung ohne Beyspiel mußte befremden, mußte bange Ahnung von einem sich ereigneten Unfall erwecken. Man eilt mit bebenden Schritten in

daß Schloß, und sieh! man findet die Thür des Zimmers, das der Baron bewohnte, erbrochen, ihn selbst, in seinem Blute, mit zerschmettertem Haupt, neben der eisernen Geldkiste, auf der Erde todt, die Kiste rein ausgeplündert, und an einer Ecke derselben das Gehirn des Ermordeten kleben. Entsetzen ergreift die Anwesenden. — Man macht Lärmen. — Die Einwohner des Orts strömen herbey, und ihr Schmerz über das gräßliche Schicksal ihres geliebten Grundherrn bricht in ein verzweiflungsvolles Klaggeschrey aus. — Jetzt hatte die erste Betäubung der Besonnenheit wieder Platz gemacht. Die natürliche Folge davon war, daß man das ganze Schloß durchsuchte, um, wo möglich, dem Urheber dieser Greuelthat auf die Spur zu kommen. Allein man fand nichts, als ein zerschmettertes und geöffnetes Fenster, und an demselben eine Leiter angelehnt. Hieraus war zu schließen, daß die Mörder des Unglücklichen durch dieses Fenster sich Eingang in das Schloß verschafft, nach verübter That, um mit ihrem Raube leichter und schneller zu entkommen, die Fallbrücke herabgelassen, und mittelst derselben sich geflüchtet hatten. Später entdeckte sich, daß man auch den Strick an der Glocke, durch deren Anziehen — wie oben gemeldet worden — der Baron, bey zufälligen Veranlassungen, den Jäger zu rufen pflegte, abgeschnitten, und dadurch dem Unglücklichen das einzige Mittel, bey seinem Überfalle hörbaren Lärmen zu machen, benommen hatte.

Natürlich mußte auf den Jäger, der am öftesten zu dem Baron kam, und von der innern Einrichtung seines Zimmers, wie überhaupt von der ganzen Beschaffenheit des Schlosses, genau unterrichtet war,

Verdacht fallen, welcher noch durch den Umstand, daß man in der rechten Hand des Entleibten einen Busch Haare gefunden hatte, die mit den Haaren des Jägers von gleicher Farbe waren, ein größeres Gewicht erhielt. Ja, man fand sogar Grund, zu behaupten, daß die That, ohne Theilnahme und Vorschub des Jägers, gar nicht ausführbar gewesen wäre. Er ward also ohne Weiters eingezogen, und scharf verhört. Da er jedoch auf gütliches Zureden durchaus zu keinem Geständniß zu bringen war, wurde ihm, gemäß der damahls noch bestehenden Criminalverfassung, die Tortur zuerkannt. Ohne das Geringste zu bekennen, hielt er sie aus, starb aber einige Tage nachher. Weiter waren alle Bemühungen, die Verbrecher ausfindig zu machen, fruchtlos.

Hier endigte mein gutmüthiger Wirth, im Innersten bewegt, seine Erzählung, und wünschte mir eine gute Nacht. Allein die Geschichte hatte nicht weniger auf mich einen zu lebhaften Eindruck gemacht, als daß dieser Wunsch in Erfüllung gehen konnte. Es war natürlich, daß ich Dem weiter nachdachte, was ich gehört — daß ich die Lücken, die ich in der Erzählung bemerkt hatte, durch Muthmaßungen auszufüllen, die Fragen, die ich zur größern Aufklärung der Geschichte an meinen Wirth that, und er nicht zu beantworten vermochte, mir nun selbst zu beantworten versuchte. Alles Dieß brachte meine Lebensgeister in eine solche Bewegung, daß, so müde ich von der Reise war, und so sehr ich zu meiner Erhohlung der Ruhe bedurfte, doch lange Zeit kein Schlaf in meine Augen kam. Vielleicht wird das Resultat von den Be-

trachtungen, die meine Schlaflosigkeit unterhielten, meinen Lesern nicht unwillkommen seyn.

Daß tiefgewurzelter Menschenhaß die Hauptquelle der Verirrungen gewesen, die den unglücklichen Baron von seiner Bestimmung so weit abführten, und endlich in den Abgrund des Elends stürzten, woraus weder seine eigenen, noch die Bemühungen seiner Verwandten und Freunde ihn mehr emporzuheben vermochten, daran ist wohl um so weniger zu zweifeln, als, ohne diese Voraussetzung, seine so auffallend sonderbare Lebensart sich durchaus nicht erklären läßt. Wer Menschen flieht, der haßt sie. In unserer Natur liegen zu viele, zu mächtige Triebe, welche uns Geselligkeit zum Bedürfniß machen, als daß es möglich wäre, diesen Trieben zu widerstehen, ohne zuvor eine solche Abneigung gegen unsere Gattung gefaßt zu haben, daß man die Aufopferung der Vortheile eines gesellschaftlichen Lebens für ein minderes Übel ansieht, als den Umgang mit den Menschen, die man einmahl unversöhnlich hasset.

Zwar können ein melancholisches Temperament, oder Hypochondrie, oder intensive Selbstbeschäftigung, oder ein durch lange Gewohnheit entstandener Hang zur Einsamkeit den Geselligkeitstrieb merklich schwächen, — können gegen den Umgang mit Menschen so gleichgültig machen, daß man ihn zwar nicht liebt, nicht sucht, aber doch nicht vorsätzlich flieht, und wenn er sich von selbst anbiethet, ihn nicht ausschlägt, nicht unerträglich findet. Aber von den Menschen sich gleichsam mit Gewalt losreissen — sie durch alle mögliche Mittel von sich entfernt halten — mit Verzicht auf alle zu einem behaglichen Menschenleben unentbehrli=

chen Bedürfnisse, sich von den Menschen unabhängig und dadurch zum ungeselligen Thiere machen: Dieß — Dieß kann, meines Erachtens, nur die Wirkung eines unüberwindlichen Hasses und Abscheues gegen die Menschen seyn. Und daß Dieß der Fall des beklagenswerthen Barons v. F — gewesen, davon liefert dessen Geschichte unwiderlegliche Beweise. Unglückliche verdienen die möglichste Schonung. Lieblos, sogar hämisch wäre es dennoch, wenn ich zu diesen Beweisen auch diejenigen Züge in dem Leben des Barons rechnen wollte, die, ihrer Zweydeutigkeit wegen, einer mildern Ausdeutung fähig sind.

Ich rechne also hierher erstens nicht, daß der Baron das Schloß in S. — , daß ihn weniger zugänglich machte, zu seinem Aufenthalt erkor, — nicht, daß er wenig Umgang pflog, und diesen lediglich auf seine nächsten Verwandten, und auf ein Paar ehemahlige Universitätsfreunde einschränkte. Dieß alles läßt sich durch die sehr wahrscheinliche Absicht, mit desto ungestörterer Muße, an der Wiederaufnahme seiner so sehr verfallenen Landgüter arbeiten zu können, gar wohl rechtfertigen. — Ich rechne hieher zweytens nicht, daß der Baron niemahls, als wenn Geschäfte es unvermeidlich machten, in die Hauptstadt kam, und nach deren Verrichtung, unverweilt auf sein Landgut zurückkehrte. Denn, eines Theils konnte das geräuschvolle, zerstreuende, müßige Stadtleben in eben dem Maße ihm eckelhaft geworden seyn, in welchem er das stille, geschäftige zwanglose Landleben, und einen ungestörten Selbstgenuß gewöhnt hatte. Andern Theils kann man, nicht ohne Grund, annehmen, daß er darum die Hauptstadt vermied, um der

Ge-

Gelegenheit oder Nothwendigkeit zu vergeblichem Aufwand, der sich mit seinen Schulden noch nicht vertrug, auszuweichen. — Ich rechne hierher drittens nicht, daß der Baron nur drey Dienstbothen hielt. Weise, bloß auf das Höchstnöthige eingeschränkte Genügsamkeit konnte der Grund davon seyn. — Ich rechne hierher endlich viertens nicht, daß der Baron seinen Unterthanen sich so wenig mittheilte. Vielleicht war Adelstolz, oder die Absicht, durch Familiarisirung sein Ansehen bey seinen Unterthanen nicht zu schwächen, die Triebfeder davon. Alle diese Umstände sind — wie gesagt — zu doppelseitig, um auf Menschenhaß mit Untrüglichkeit schließen zu lassen.

Allein, daß der Baron gleich nach seiner Vermählung sich in ein einziges Zimmer einsperrte, — die Fallbrücke nun stets aufgezogen hielt, und dadurch allen Menschen stillschweigend den Zutritt versagte — daß er seine Gemahlinn und Dienstbothen aus dem Schlosse verwies — daß er als Freund, als Rathgeber, als Gesellschafter, als Herr und Diener sich selbst genügen — allen Vortheilen des gesellschaftlichen Lebens auf immer entsagen — daß er eine beständige Alleinheit, und die instinctwidrige Langeweile, welche selbst die Gefangenen schwerer, als ihre Ketten, drückt, so geraume Jahre auszuhalten vermochte, — Dieß setzte ein beynah gänzliches Ausziehen der Menschheit voraus, und läßt sich, meines Erachtens, ohne den innigsten, bereits zur unheilbaren Leidenschaft gewordenen, Menschenhaß zur Hypothese anzunehmen, durchaus nicht erklären.

Mit dieser Behauptung streitet das billige und wohlthätige Betragen des Barons gegen seine Unter-

thanen ganz und gar nicht. Denn, gleichwie man einzelne Menschen unversöhnlich hassen kann, ohne ihnen deßwegen feindselig zu begegnen, oder die gesellschaftlichen Pflichten zu versagen: so kann man, ohne Beydes zu thun, das ganze Menschen-Geschlecht hassen; das ist, man kann ein Menschenhasser seyn, ohne eben ein Menschenfeind zu seyn. Im Menschenhasse liegt nicht mehr, als allgemeine, auf Verachtung, wohl gar auf Verabscheuung, sich gründende Antipathie gegen die Menschen als Menschen, kraft welcher man keiner Anhänglichkeit an dieselben mehr fähig, vielmehr, so weit die Umstände es möglich machen, allen Verbindungen mit ihnen — wie sie Nahmen haben — auszuweichen, bemüht ist *). Wie Sympathie anzieht, so stößt Antipathie ab.

Mehr Schein hat der Einwurf, den ich mir selbst auch machte: wie der Baron, als Menschenhasser, auf den Gedanken, sich zu verheirathen kommen, und gerade zu der innigsten Verbindung, die unter Menschen Statt findet, sich entschließen konnte? Allein, weit gefehlt daß dieser Schritt wider den Menschenhaß des Barons etwas bewiese, konnte er wohl gar eine Wirkung davon seyn. So parador Dieß klingt, so leicht läßt es sich begreifen, wenn man folgende höchst wahrscheinliche, Muthmaßungen will als Thatsache gelten lassen.

---

*) Ich habe — sagte einst der Marschall von Hurelles zu Ludwig XIV. — noch kein Frauenzimmer gefunden, deren Mann, und keine Mannsperson deren Vater ich seyn möchte.

Der Menschenhaß des Barons war auf unmerklichen Stufen endlich auf einen solchen Grad gestiegen, daß er ihn sich selbst nicht mehr verhehlen konnte. Diese Entdeckung machte ihn in eben dem Maße unruhiger, in welchem das Verabscheuungswerthe, und die schrecklichen Folgen einer so instinctwidrigen, unnatürlichen Leidenschaft sich ihm von Tag zu Tag lebhafter darstellten. Natürlich mußte hierauf der feste Entschluß folgen, sich, es koste, was es wolle, aus diesem kläglichen und gefahrvollen Zustand herauszureissen. Der Baron war einsehend genug, um sich zu überzeugen, daß er, zu diesem Endzweck, in die Gesellschaft der Menschen, von welcher er sich getrennt hatte, zurückkehren, und durch Umgang sich überführen müsse, daß die Menschen gar die Ungeheuer nicht wären, wie überspannte Empfindlichkeit, Schelsucht und Argwohn sie ihm vorgemahlt hatten; als worin die Quelle seines Menschenhasses zu suchen war.

Allein nicht so leicht war es ihm, Gesellschaft für sich zu finden. Den seit so langer Zeit abgebrochenen Umgang mit seinen Verwandten und Freunden zu erneuern, schien dem Baron bedenklich; ein Mahl weil er besorgen mußte, sie dürften Repressalien gegen ihn ausüben, und seinen Umgang jetzt eben so entbehrlich finden, als er einst den ihrigen fand. Und dieser Schimpf hätte seinen Menschenhaß nur noch mehr angefacht. Hernach, wenn dieß auch der Fall nicht gewesen wäre, so mußte er wenigstens für möglich halten, daß man über seine Bekehrung sich nicht wenig lustig machen, und durch bitteren Spott, sich für den unüberwindlichen Starrsinn, mit welchem er ehemahls die wohlgemeintesten Vorstellungen zurückwies, Genugthuung verschaf-

fen werde. Vielleicht, das der Baron in diesen Besorgnissen sich gewaltig irrte; allein es war natürlich, daß er, als Menschenhasser von den Menschen gerade daß Ärgste vermuthete. — Ganz neue Bekanntschaften aufzusuchen, hätte seine Verwandten und ehemahligen Freunde zu empfindlich beleidiget. Es blieb ihm daher nichts übrig, als — was ihm niemand verargen konnte — in einer Gattinn sich eine Gesellschafterinn beyzulegen, der er sich ohne Zurückhaltung mittheilen, und in deren Umgang er den beynahe erstorbenen Trieb zur Geselligkeit wieder aufleben und wirksam machen könnte.

„Vielleicht — so dachte er — kannst du, durch „dieß Mittel, dich mit der Menschheit wieder aussöh„nen, und in einer liebenswürdigen, zärtlichen Gat„tinn, auch wohl in gutgearteten Kindern, die Men„schen wieder lieb gewinnen. Zu dem, wird deine „Hochzeitfeyer dir die schicklichste Gelegenheit darbie„then, dich mit deinen Verwandten und Freunden „wieder ins Einvernehmen zu setzen, und den abgeris„senen Umgang mit ihnen, unmerklich wieder an„zuknüpfen."

Er schritt zur Ausführung dieses wohl überdachten Plans, und heirathete.

„Wie kam es aber, daß der Baron am zweyten Tage nach der Hochzeit seine Gemahlinn schon wieder verabschiedete?"

Hierüber vermochte mein gefälliger Gastwirth mir ebenfalls keinen Aufschluß zu geben; und ich fand mich abermahls in der Nothwendigkeit, diese Lücke in seiner Erzählung durch Muthmaßungen zu ergänzen. Ich erklärte mir das Räthsel folgendergestalt.

Da der Baron bey seiner Vermählung nicht sowohl häusliche Glückseligkeit, als vielmehr die Genesung von seinem Menschenhaß, zur Absicht hatte, so mochte er in der Wahl seiner Gattinn zu rasch gewesen seyn, und ihren Charakter nicht so genau und vollständig untersucht haben, als es nöthig gewesen wäre, um sich zu versichern, daß sie Eigenschaften besitze, die ihm dauerhafte Liebe und Achtung gegen sie einflößen könnten. Auch gibt die Geschichte, daß er sie nach einer nur kurzen Bekanntschaft heirathete. Unter diesen Umständen war es nun mehr als möglich, daß der Baron seine Gewählte nachmahls nicht nach seinem Sinn und Geschmack fand. Überdieß hatte die geprängvolle, strepitose Hochzeitfeyer ihn — an Einsamkeit, Stille und ungestörten Selbstgenuß gewöhnt — zu viel Zwang, zu viel Verläugnung, zu große Aufopferungen gekostet, als daß er bey der üblen Laune, in welche er dadurch gesetzt worden war, sein Unternehmen nicht hätte bereuen sollen. Mit dieser Reue mußte nun auch die Hoffnung, den Endzweck seiner Heirath zu erreichen, gänzlich scheitern. Verzweifelnd also an der Genesung von seiner moralischen Krankheit, beschloß er jetzt, seiner Misanthropie, ohne weitere Zurückhaltung, sich zu überlassen, sich — um Niemanden neben sich unglücklich zu machen — in sich selbst zurückzuziehen, und alle Gemeinschaft mit Menschen, die ihm alle schlechterdings unerträglich geworden waren, für immer aufzuheben. Daher die Verabschiedung seiner Gemahlinn — seine Einsperrung in ein einziges Zimmer — die Verweisung seiner drey Dienstbothen aus dem Schlosse, und die Isolirung dieses durch die stets aufgezogene Fallbrücke, wodurch sein unheilbarer

Menschenhaß sich in einem Lichte bloßstellte, worin er durchaus nicht mehr zu verkennen war.

Zwar glaubte mein Gastwirth (und, bey dem ihm sehr verzeihlichen Mangel an Menschenkenntniß, war es natürlich, daß er es glaubte) den Grund von dieser sonderbaren Lebensart des Barons in seinem Geitze zu finden. Allein Geitz schenkt wohl keine Fechsung von einem ansehnlichen Felde weg, um eine Caprice durchzusetzen? kauft sich mit drey tausend Ducaten nicht von einer beschwerlichen Visite los? wie Beydes der Baron that. Der Wohlthätigkeit nicht zu gedenken, die er gegen seine Unterthanen ausübte, und die sich eben so wenig mit Geitz zusammenreimen läßt. Menschenhaß war also nur zu unwidersprechlich das Übel, an welchem der Baron, und ziemlich schwer, krank lag.

Aber in der Ungewißheit, wodurch der erste Grund zu dieser Leidenschaft in ihm gelegt wurde, (denn wie sie bey seiner einsamen, ungeselligen, anachoretischen Lebensart an Stärke zunehmen mußte, ist leicht zu begreifen) darin fand ich mit Recht die Hauptlücke in seiner Lebensgeschichte, und nicht die geringsten Data zu irgend einer überwiegenden Wahrscheinlichkeit

Vielleicht, daß der Baron, bey seinem sechsjährigen Aufenthalte in der Hauptstadt zu viele niederträchtige, eigennützige, selbstsüchtige, häuchlerische, falsche Menschen, weil sie ihn auf die schändlichste Art mißbrauchten, entweder selbst, oder aus Erzählungen seiner Freunde kennen lernte, als, daß er wider die Menschen überhaupt nicht hätte eingenommen werden sollen. — Vielleicht, daß sein Vater (die vielen Schul-

den, die er hinterließ, machen es wenigstens möglich) das Schicksal des lucianischen Timons *) erfuhr, und dadurch zu dem nachherigen Menschenhaß in dem Herzen des Barons der erste Keim sich festsetzte, welcher bey der Mühe und Schwierigkeit, die ihm die Abstoßung der von seinem Vater ererbten Schulden machte, nur zu reichliche Nahrung fand. — Vielleicht, daß ein melancholisches Temperament den Boron für die Vergnügungen der Gesellschaft minder empfänglich, dann, bey seiner einsamen eremitischen Lebensart, bey seinem anstrengenden Nachdenken immer gleichgültiger,

*) Lucian stellt uns in seinen Werken ein Ideal von einem Menschenhasser, Timon genannt, auf. Dieser Timon, ehemahls ein reicher Bürger in Athen, aber auf eine höchst unkluge Art gutherzig und gastfrey, hatte einen Schwarm von Schmeichlern und Schmarotzern angelockt, die unter der Larve der Freundschaft, in seinem Hause sich einnistete. Sie auf das leckerhafteste füttern, verschwenderisch beschenken, für sie Bürgschaft leisten, und Schulden zahlen, machte Timons Eitelkeit und Glückseligkeit aus. Nachdem aber diese verkappten Schurken den gutherzigen Tropf rein ausgeplündert, und bis auf das Mark ausgesogen hatten, zogen sie sich zurück, und überließen ihn seinem Schicksal. Vergebens rechnete nun Timon auf die Erkenntlichkeit seiner vermeinten Freunde; vergebens flehte er um Hülfe: allenthalben wies man ihn, unter erdichteten Vorwänden ab, und lachte hinterrücks ihn noch aus. Diese Behandlung brachte ihn in Wuth, und flößte ihm einen solchen Haß gegen die Menschen ein, daß er aus Athen, wo er sich zum Märchen gemacht hatte, entfloh, und in einer entfernten Gegend, ungekannt, seinen Unterhalt lieber mit Handarbeit, erwerben, als unter so abscheulichen Menschen leben wollte.

endlich zum Sonderling machte? Und von diesem, wie leicht war nicht der Übergang zum Menschenhasser! Zur Beschleunigung dieses Übergangs, konnten die unwillkommenen, lästigen Besuche seiner Verwandten nicht wenig beygetragen haben. Denn da diese mit Strafpredigten und mit den bittersten Ausfällen auf seinen Spleen, den Baron zu verfolgen nicht aufhörten, konnte es nicht anders kommen, sie mußten ihm endlich äußerst verhaßt werden, und seinen ohnehin merklich gestumpften Geselligkeitstrieb vollends ganz ersticken. Was Wunder, daß er nun weder sie, noch andere Menschen, mit denen zu sympathisiren ihm nicht mehr möglich war, weiter sehen wollte? daß er für seine Ruhe zuträglicher fand, allein, als in beschwerlicher Gesellschaft zu leben? Dem sey, wie ihm wolle, so verdient der Unglückliche doch allemahl das herzlichste Mitleid, das empfindsame, edle Seelen ihm auch nicht werden versagt haben. Läßt sich wohl eine schrecklichere Lage denken, als diejenige eines Menschen, für den die Quellen der Lebensfreuden nun alle vertrocknet sind? den ein Herr von Qualen, und selbstbereiteter Martern umgibt? dessen Herz, den sanften, den beseligenden Regungen der Sympathie, der Menschenliebe, des Wohlwollens, der Freundschaft verschlossen, nur Haß, Groll, Argwohn, Mißtrauen kocht? der alle Menschen für seine Feinde, — für reissende Thiere, die ihm auflauern, und nur auf Gelegenheit warten, ihn zu würgen, ihn zu zerfleischen, ansieht? der, in dem widernatürlichsten Zustande der Alleinheit, die Kräfte des Geistes, wie des Körpers, ungebraucht dahinschwinden, seine Thätigkeit zum Besten einer Welt mitzuwirken, deren Bürger er ist,

gelähmt fühlt, bey diesem Gefühle wohl gar — ein schauderhafter Gedanke! — sein Daseyn, sein Loos ein Mensch zu seyn, verwünscht — verflucht? und so, geschaffen, sich glückselig zu machen, sein eigener Peiniger — sein eigener Henker wird?

Wie glücklich hätte unser Baron, unter den günstigen Umständen, in welche die Vorsehung ihn gesetzt hatte, nicht leben, was hätte er, gesegnet mit Glücksgütern, ausgerüstet mit den herrlichsten Geistesgaben, bey seinem im Grunde guten Herzen, nicht sich, nicht seinen Unterthanen, nicht der Menschheit werden können, werden müssen, wenn sein leidiger Menschenhaß ihn nicht der Gesellschaft, nicht sich selbst entrissen hätte! Wie viel Gutes hätte er mit seinem so ansehnlichen Vermögen stiften, und dadurch in welcher Zufriedenheit, in welcher Seelenwonne seines Lebens genießen können, hätte seine unselige Leidenschaft ihn nicht verurtheilt, mit demselben seine Mörder zu bereichern!

Als ich, Tags darauf, vor der Kirche vorbeyfuhr, in welcher die Asche dieses Märtyrers des Menschenhasses ruhte, überfiel mich ein kleiner Schauer, und der herzliche Wunsch stieg in mir auf: Möchte doch die Gemeinschaft mit den seligen Geistern in jenem Leben, dir die Leiden des Nichtumgangs mit den Menschen in diesem, überschwenglich vergütet haben!

Meißners Nachtrag zur vorstehenden Geschichte.

Da es seit einiger Zeit in Monathschriften, oder auch in Sammlungen prosaischer Aufsätze äußerst Mode wird *), mit dem Beysatz: Wahre Anecdote, Geschichte, keine Erdichtung u. s. w. auch solche Erzählungen zu stämpeln, die nichts mehr und nichts minder, als Geburten der Einbildungskraft sind, so glaube ich, ist meine Versicherung nicht ganz überflüssig: daß vorstehende Geschichte (von der ich höchst ungern nur den Nahmen ihres würdigen Einsenders verschweige) durchaus buchstäbliche Wahrheit sey; und eben

*) Die ich noch nie mitmachte, noch mitmachen werde! Auch ich bediente mich zwar bey mancher kleinen Erzählung einer solchen oben angegebenen Bezeichnung. Aber es waren dann auch gewiß solche, wo Überlieferung, und zwar glaubwürdige Überlieferung, zum Grund lag. — Man verzeihe mir hier diese Ausschweifung! Sie ist nicht ohne Veranlassung. — Noch bey den letzt erschienenen zwey Bänden meiner Skizzen ward ich einiger Erzählungen halber, so oft befragt: ob sie auch wirklich enthielten, was sie dem Titel nach enthalten sollen — wahren Stoff; daß dieses Mißtrauen mich endlich ärgerte, und ich es gern für künftig vernichten möchte.

deßhalb um so mehr als ein merkwürdiger Beytrag zu den Verirrungen menschlichen Geistes, Aufmerksamkeit verdiene.

Kein Umstand ist in ihr verschönert oder verändert worden. Ich selbst kenne nicht nur Verwandte der Hauptperson, sondern auch glaubwürdige Zeugen, die wenige Tage darauf, als jener schauderhafte Mord vollbracht worden, im Zimmer dieses seltsamen Einsiedlers, an dem Orte, wo sein Blut noch fleckte, wo seine Geschichte das Gespräch aller Menschen war, sich befanden; und aus ihrer Erzählung füge ich hier noch ein Paar kleine Umstände hinzu, die ich — um ja allen Verdacht der Eigenmächtigkeit zu vermeiden — im Text selbst einzuweben Bedenken trug.

Der Baron, der alle Menschen von sich entfernte, blieb doch gewisser Maßen nicht ganz allein. Zwey große englische Doggen theilten, wahrscheinlich sehr gegen ihre Neigung, mit ihm Kost und Zimmer. Wenn eine von ihnen starb, mußte sogleich eine andere sie ersetzen. Ob der Baron Dieß that, um doch einige Gesellschaft bey sich zu haben? Oder ob er, bey seiner Abgezogenheit, Trotz aller Vorsicht, doch Gefahr von Räubern und Mördern ahnete, und aus Vorliebe zum Leben, — die unter diesen Umständen sich zwar schwer begreifen läßt, — diesen Wächtern sich anvertraute, ist schwer zu entscheiden. Wenigstens nutzte diese ahndende Vorsicht ihm — nichts. Man fand die Doggen neben ihm erschlagen liegen.

Daß der Baron, als er sein Asyl, gegen allen menschlichen Umgang sich einrichtete, auch Sorge getroffen haben werde, allen nothwendigen, natürlichen Unflath von sich zu entfernen, Dieß ist eine Sache,

die sich von selbst errathen läßt. Doch lebte er die letztern zehn oder zwölf Jahre in einem fast unglaublichen Schmutz, und sein Gemach, als man hinein trat, stellte einen Anblick dar, wie er wohl nie, zumahl im Zimmer eines Mannes von Stand und Vermögen sich gefunden haben mochte. Durch einen, zu mehr als einer halben Elle hoch aufgehäuften, gleichsam zu einem festen Erdreich sich verwandelt habenden Schmutz, liefen nur einige schmale, etwas niedrigere Steige, auf welchen dieser Selbstquäler auf und nieder zu gehen pflegen mochte.

Bücher ließ er sich fleißig in seine Zelle bringen. Religion und Geschichte beschäftigte ihn vorzüglich. — In allen Dem, was er schriftlich heraus zu geben pflegte, um seine Willensmeinung bekannt zu machen, herrschte auch nicht die geringste Spur von Schwermuth, Verrückung oder Geistesschwäche.

Das Vermögen, welches er in einem eisernen Kasten, mit Schlössern wohl verwahrt, und doch zuletzt aufgesprengt, zusammengehäuft haben mochte, betrug, einer mäßigen Nachrechnung zu Folge, wenigstens sechzig bis siebenzig tausend Gulden.

Wo dasselbe hingekommen — davon fand sich nach dem Tode des, an seiner Ermordung wahrscheinlich schuldigen Jägers, auch nicht die geringste Spur.

Vier Leben statt eines Todesurtheils.

Unter der Regierung eines Fürsten, der das schöne Geschlecht sehr liebte, und so ziemlich mit allen, wenigstens auffallenden, Schönheiten seiner Residenz bekannt war, war ein Künstler, dem Formschneiden so ergeben, daß er auch ohne dazu berufen zu seyn, versuchte, Stämpel für Münzen zu schneiden. Die Stämpel geriethen ihm sowohl, daß er in die zweyte Versuchung fiel, Münzen nach diesen Stämpeln zu verfertigen; und da auch diese seiner Erwartung entsprachen, so konnte das Unterliegen der dritten Versuchung nicht fehlen, nähmlich, sie auszugeben.

So gut indessen die Münzen ausgefallen waren, so wenig behuthsam ging der Verfertiger mit Austheilung derselben zu Werke, und da eine zu große Menge in Circulation kamen, so wurde durch einen Zufall die Unechtheit dieser Münzen erkannt, dem Ausgeber derselben nachgeforscht, der Verfertiger entdeckt und eingezogen.

Alle eingehohlten Urtheilssprüche ertheilten ihm den Tod. Selbst der Fürst, der wider so viele Urtheile nicht sprechen konnte, so geneigt er auch seyn moch-

te, Gnade zu erzeigen, war im Begriff, oder hatte schon das Todesurtheil des Mannes unterschrieben, als sich ein ganz neuer Auftritt darstellte.

Drey Mädchen, eine schöner wie die andere, lagen zu seinen Füßen, und flehten um Gnade für den Armen, der des falschen Münzens wegen verurtheilt war.

Es ist unser Vater! sprach die Älteste, und Thränen strömten unter den schwarzen Augenwimpern hervor.

Es ist unser Vater! sprach die Zweyte, und streckte beyde schöne Hände aus, um zu Erflehung des Mitleids sie zu falten, und dem Fürsten entgegen zu reichen.

Es ist der Vater von uns armen Waisen, schluchzte die Dritte, deren schönes Haar einen schneeweißen Busen bedeckte, dessen ganzen Glanz der Fürst durch den natürlichen Teppich bemerkte.

Im Lenze ihrer Jahre waren alle drey, jede ein Jahr von der andern auseinander, alle schön gewachsen, schön gebildet, fast sich gleich, doch immer in etwas entschieden, so daß die Wahl selbst einem Kenner, wie der Fürst es war, schwer wurde.

Diese drey Schönen hatten ihre Mutter bereits verloren, nicht aber die Tugendlehren vergessen, die sie ihnen bey ihrer Erziehung so nachdrucksvoll eingeprägt hatte. Waren sie, bey dem Leben derselben, unter deren strengen Aufsicht den Augen der Wollüstlinge, deren es Tausende in der Residenz gab, stets verborgen geblieben; hatte die Mutter ihre Reitze durch einen einfachen, fast verstellenden Aufputz zu verhehlen gewußt, so hatten sie die löbliche Gewohnheit auch nach ihrem Tode beybehalten, hatten sich dadurch von Allem ent-

fernt, was ihrer Tugend und ihrem guten Rufe hätte nachtheilig werden können.

Eben daher waren sie, unter den wenigen Familien der bürgerlichen Zünfte, die auf Rechtschaffenheit und Biederkeit hielten, wohl gelitten. Ihre Sittsamkeit hatte schon manchem Jüngling den Wunsch abgedrängt, ein Weib dieser Art zu besitzen; und mancher würde sich schon gemeldet haben, wenn sie nur nicht arm gewesen wären.

Gerade jetzt, da ihres Vaters Lage sich scheinbar besserte, hatten auch verschiedene angesehene junge Bürger wirklich bereits Speculation auf sie gemacht, als man die fatale Industrie des Vaters bemerkte, wodurch ihre Gegenwart und ihre Zukunft scheiterte.

Der Fürst gerieth in nicht geringes Erstaunen, drey Schönheiten zu erblicken, die seinen spähenden Blicken bisher entgangen waren; er hieß sie aufstehen, ließ sich mit ihnen in ein Gespräch ein, und nachdem er ihre Denkungsart erforscht, und sie noch mit dem so seltenen Reitze ihres Alters, der Unschuld, begabt befunden hatte, wuchs seine Achtung, und wandelte sich endlich in Liebe.

Urtheilt nicht zu strenge, ihr Sittenrichter, wenn ihr leset, was der Fürst in der Folge that! Scheltet es nicht gerade als ein großes Verbrechen, wenn er der menschlichen Schwachheit mehr unterlag, als ein anderer ihr untergelegen haben würde! Nehmt alle die Reitze zusammen, die er mehr hat; nehmt die zusammenkommenden Gelegenheiten, nehmt die Befreyung von so vielen Hindernissen, die andere haben, um Wünsche der Leidenschaften zu befriedigen; nehmt die schmeichlerischen Zungen, die ihn umgeben, die ihm

so Manches zur Tugend anrechnen, was sie bey Anderen dreist genug Laster nennen würden; nehmt endlich die Möglichkeit und die Macht, Unordnungen, die aus Leidenschaften entsprangen, wieder gut zu machen, und Glück zu geben, wo Unglück zu drohen scheint; — und ihr werdet es nicht so hart finden, daß diese in Liebe gewandelte Achtung zur Leidenschaft überging!

Wirklich hatte der Fürst von dem Augenblick an ein sehnendes Verlangen, die drey Grazien des neuen Münzmeisters sein Eigenthum zu nennen; und um die Schönheit derselben in ihrer ganzen Fülle nicht bloß zu genießen, sondern auch nachher noch eine immerwährende Augenweide daran zu haben; um nicht gerade zu ihnen zu sagen, er wolle ihre Tugend zum Opfer für das Leben ihres Vaters fordern, entwarf er einen sonderbaren Plan.

Er that ihnen den Vorschlag, er wolle sie mit der Freude beglücken, ihres Vaters Fesseln zu lösen, wenn sie sich entschließen könnten, sich alle Drey, wie Mutter Natur sie erschaffen, mahlen zu lassen.

Ein solcher Antrag mußte auf Herzen, wie die ihrigen, auf Denkungsart, wie die ihrige, auf Erziehung, wie die ihrige, starken Eindruck machen; Eindruck, der unharmonisch war. Sie schauderten zusammen. Sie brachten Alles hervor, was ihre Einfalt ihnen eingab, um den Fürsten zum Mitleid zu bewegen, und doch dieses Opfer von sich abzuwenden. Je mehr sie bathen, je schöner wurden die flehentlichen Stellungen ihrer Figuren, und je mehr wuchs des Fürsten Wohlgefallen daran. Seine Einbildungskraft stellte sie sich entkleidet in der schönen bittenden Situation dar, und heißer wurden seine Begierden, immer un-

ge-

gestümer seine Forderungen. Er mußte Ernst zu Hülfe nehmen.

Er stellte ihnen die Größe der Gabe vor, die er ihnen gewähren sollte, das Opfer, welches er der Gerechtigkeit brächte, um in ihren einzigen Wunsch zu willigen, und die kleine Gegengefälligkeit, die er nur dafür von ihnen begehrte. Er nahm hier noch seine Beredsamkeit zu Hülfe, er suchte ihnen zu beweisen, daß Kleider nur der Schönheit im Wege wären, und er das Recht habe, Schönheiten der Natur bewundern zu dürfen. Er schloß dann mit der Versicherung, daß alle fernere Bemühungen um den Münzer vergebens wären, wenn sie nicht noch sein Verlangen gewährten, ehe sie das Schloß verließen.

Nun hatten die Mädchen eine einsame Berathschlagung, denn der Fürst hatte sie verlassen. Alle brachen in Thränen aus; dennoch stellten alle einander vor, daß kein anderes Mittel wäre, ihren Vater zu retten; daß das ihnen so theure Leben des alten Mannes dieses Opfer erfordere; daß sie freylich vor Scham fast vergehen würden; daß aber der Fürst doch auch so liebreich bäthe, und mit so reitzender Art diese Gefälligkeit verlange; daß, sie ihm abzuschlagen, eine unerhörte Beleidigung wäre, selbst wenn er auch nicht die harte Bedingung gemacht, nicht die ganze Erfüllung ihres Wunsches daran gebunden hätte.

Er sey doch einmahl ihr Fürst, und ihm widerstreben, Ungehorsam.

Wir wollen nicht untersuchen, ob hier nicht schon eine kleine Eitelkeit mit unterlief; obgleich wir sie in der Natur der Sache, Trotz des Leidens um den Vater, gegründet finden; denn der größte Theil ihrer

Schmerzes war doch dadurch gewiß gehoben, daß der Fürst ihnen seine Befreyung zugesagt hatte.

Diesen verschiedenen Überlegungen folgte der Entschluß bald nach, und der Fürst hatte die Freude, da er wieder zu ihnen kam, zu hören, daß seine Wünsche befriedigt werden sollten.

Der Mahler, der hierzu beordert wurde, geht uns eben so wenig an, als die Art und Weise, wie der Fürst den Funken der Scham in jeder besonders tödtete. Ein schöner Herr, ein einschmeichelnder Herr, Geschenke, Versprechungen, Vorstellungen, enthüllte Reitze, äußerliche Mittel, Wallungen hervor zu bringen, die Macht des zu fordern habenden Respects, alles Dieses wird keinen Leser im Zweifel lassen, wie der Fürst habe siegen können. Das Merkwürdigste ist, daß alle drey Schwestern die Welt vermehrten, und da ihnen ihr Vater vom Fürsten wieder geschenkt wurde, so entstanden aus einem Todesurtheile vier Leben. Da auch die Familie für die Folge glücklich ward, so verdient die Handlung des Fürsten nicht den Tadel, den manche gallsüchtige Feinde der Freude darauf werfen möchten.

D. A.

Meißners Nachschrift zu obiger Geschichte.

Diese Begebenheit ist wahr: beynahe wörtlich wahr! Ich selbst habe das Bild, das durch solche veranlaßt worden, oft gesehen: die Geschichte, an Ort und Stelle selbst, oft, wenn auch nicht in dieser Verbindung und mit dieser Gabe des Vortrags, erzählen gehört. Mit Vergnügen habe ich daher diese Erzählung eines meiner Freunde hier (Monathschrift Apollo) eingerückt. Dennoch erlaube er mir — mir, der ich gewiß nie für einen gallsüchtigen Feind der Freude gelten konnte! — über einen Punct, über die Entschuldigung des Fürsten, ganz anderer Meinung zu seyn.

Wie gefährlich, wie eindringend die Stimme einer gewissen wollüstigen Liebe tönt — wer wüßte Das nicht? Daß sie noch gefährlicher, noch verführender in des Ohr der Mächtigen eindringt, (weil dort jeder Wunsch sich sobald in Befehl, oder wenigstens Halbbefehl verwandelt, und ihre Laune so leicht auch Mittel der Befriedigung findet) ist ebenfalls bekannt; und man kann daher freylich manche ihrer Thaten verzeihlicher, als bey dem bloßen Privatmann finden. Doch daß der Mächtige sich höchstens zum Kauf, nie zum Zwang,

herablassen dürfe; daß er vorzüglich nie als Richter, auf die Lockung der Wollust hören, und das heiligste aller Ämter zur Schwelgerey mißbrauchen solle; ja, daß man auch nie eine Empfindung gegen drey Mädchen zugleich gefaßt, mit der Liebe heiligen Nahmen belegen könne; Dieß — und vielleicht mehr noch! — glaube ich allerdings; und finde daher nur die Mädchen, nur ihren Entschluß, nur ihre Aufopferung, nirgends Denjenigen, der sie begehrte, entschuldigt.

Überhaupt war Derjenige, von welchem hier die Rede ist, Trotz einiger blendenden Eigenschaften, eine Schande seines Jahrhunderts und vielleicht der Menschheit selbst. Doch eben deßwegen, und weil er längst schon modert, mag ich ihn nicht nennen. Nur so viel noch: Bey einem Rückblick auf solche Zeiten und solche Herrscher freut sich Jeder, der so glücklich ist — unter einer gelinderen, gerechteren Regierung zu leben.

Menschenleben, Bücherschicksal, Schriftstellerloos.

Nicht für die wachen Nächte am Autorpulte war der Mensch, nicht für der Literatur mühsame Kritteleyen ein Kopf geschaffen. Die Erde bewohnen, bauen und erfüllen, daß war wahrscheinlich sein Zweck, Sonnenstrahlen spalten, Systeme formen, Musik mit Sprache zu verbinden, und Trügereyen den Nahmen Staatsrecht zu geben; das war er nicht. Und doch gleicht nichts sich stärker, als schriftstellerisches Loos und Menschenschicksal, überhaupt: doch beherrscht das launige Glück nach einerley Gesetzen das Reich der Wissenschaften und das Reich des Lebens.

Mächtig wirkt der Augenblick des Empfangens für die ganze Dauer des künftig zu Gebärenden. Mächtige — Weg mit kalten Raisonnement! Beyspiele dringen stärker an das Herz.

Wenn jetzt verstohlen der Jüngling sein hart und doch nicht hart genug bewachtes Mädchen umarmt; wenn das schlaue Weibchen von Arbeit, Gatten und Hüthern sich wegschleicht, um in dunkler Sommerlaube den Liebhaber zu beglücken; wenn jetzt der junge Ehemann seiner Braut den Gürtel löst, dann gehen Kna-

ben und Mädchen hervor, schön wie der Tag, klug wie ein Greis, und feuervoll wie ihrer Ältern Liebe.

So die Einfälle, welche ohne vieles Nachdenken einem fruchtbaren Genie sich darbiethen! So die ersten Geburten der Originalköpfe, voll ausströmender sich drängender Thatkraft! So die Gedanken, die in der Muse von Nebenstunden schnell kommen wie der Blitz, und tief eindringen, wie ein Sommerregen.

Ganz gelassen klopft im dritten, oder vierten Jahre seiner Ehe der Mann, mit dem eilften Glockenschlage seine Tobakspfeife aus; indessen eben so gleichgültig sein verträgliches Weibchen die Contouche mit dem Nachtkorsette vertauscht. Sie sprechen, indem sie in das Bette steigen, noch von Hausgeschäften und von dem Wildpretbraten, den sie morgen ihren Gästen vorzusetzen gedenken; und — Je nun, gesund sind ihre Kinder noch so ziemlich, und wohl bey Leibe; aber jenes Feuer, jene unterscheidende Stärke des Körpers und der Seele gebrechen ihnen doch. Es werden gute Bürger, nützliche Männer in Geschäften; brauchbar für ihre Nächsten, und oft gesucht für die Gegenwart; aber die Nachwelt weiß selten etwas von ihnen. Sie sind Kinder der pünctlichen Ehe, nicht der Liebe.

So die Werke des fleißigen Mannes, bey der Lampe mühsam geboren, nach ältern und neuern Mustern, und nach des Aristoteles bewährten Regeln mühsam geformt; ohne Fehler des aufbrausenden Genies zwar, doch auch ohne seine Schönheit.

Und jene siechen Kinder des halb erstorbenen Alters, jene unglücklichen Früchte gezwungener Abneigung oder lohnsüchtiger Wollust — wem gleichen sie

wohl treffender, als den Arbeiten unsrer Stümper, und unsere alltäglichen Übersetzungs-Fabrikanten.

Es gibt Männer von Kopf; Geburt oder günstige Gelegenheit berechtigen sie zu den höchsten Ämtern des Staats. Sie erhalten solche, und vor ihrem durchdringenden Blick entfliehen die Nebel der Vorurtheile, fliehen verjährte Mißbrauche, flieht Ungerechtigkeit, die im Dunkel schleicht. Sie sprechen, und ein unwissendes Land lernt denken. Sie handeln, und gesunkne verachtete Staaten heben ihr Haupt empor. Fruchtlos zischt der Neid; fruchtlos lästert Verleumdung. Vor der Sonne können zuweilen Wolken empor sich thürmen; aber auch aushalten? — Glänzendes Bild, ich selbst vermag nicht lange dich anzublicken. Du wärmst, wohin du scheinest; aber du blendest das Auge, das in dein Innerstes eindringen will. Männer von Seelenadel erster Größe, die ihr eurer Kräfte ganze Fülle den Wissenschaften weiht, auch ihr seyd hier Schöpfer, seyd Sonnen wenigstens, um welche dunkle Welten sich in weiten Kreisen drehen. — Newton, der Werkmeister in Natur vertrautester Zögling; Leibnitz, der Deutschen Ehre — fast mehr noch als ihre Ehre, ihr Stolz; denn welchen seiner Schätze verkennte Deutschland nicht? — Leßing, so groß in zehn Fächern der Wissenschaften, daß man jegliches davon für seines Lebens ganze Bestimmung hätte halten sollen; Thomasius, des Aberglaubens tödtlichster Feind, der Wahrheit Märtyrer und der Freyheit großer siegender Held — und ihr Andern, vielleicht noch Zwölf an der Zahl; in der Reihe von Unsterblichen die Unsterblichsten! ich beuge vor euch mein Haupt; und mein Schweigen ehret euch.

Nein, nicht lauter Sullys, Colberts oder Oxenstierns bedarf der Staat zu seinen Bürgern. Allzuhäufige, sich durchkreuzende Thätigkeit würde Schöpfungen zertrümmern, indem sie die Weltsysteme allzusehr vervielfältigte. Nicht immer sind neue Gesetzgeber vonnöthen; aber desto nöthiger Männer, die über gegebene Gesetze wachen und halten; hier den Unwissenden belehren, und dort den Irrenden zurückrufen: durch eigenes Leben ihnen vorgehen; den Schritten Größerer, denn sie selbst sind, nachfolgen, und die Befehle des Landesherrn erfüllen; groß unter vielen, obschon nicht die größeren unter allen; gut im Rath und in der Ausführung; und zufrieden mit dieser Güte.

Auf einer Stufe mit ihnen stehen die Schriftsteller, groß in einem Fache der Gelehrsamkeit; der Geschichtschreiber, dem Hume's und Robertson's Federn oder der Griffel des Thucydides zum Erbtheil war; der Thaten, der Unsterblichkeit würdig, der Unsterblichkeit zugleich mit seinem eigenen Nahmen übergibt; der Philosoph, der unerfahren in Weltklugheit und im Gebieth der schönen Wissenschaften ist, der aber groß sich zeigt, in Scheidung des Irrthums von der Wahrheit; der glücklich nachspäht dem Gang und Wesen menschlicher Erkenntniß; der Meßkünstler, der im Sturm einer belagerten Stadt auf die Entwickelung seiner Zweifel denkt; der Dichter, der wie Boileau nur Verse machen kann, und — Kegelschieben *); doch jene uner-

*) Boileau pflegte zu sagen: Er habe zwey dem Staate gleich-nützliche Talente. Er könne gut Verse machen, und Kegelschieben. — Ein Beweis, wie wenig er sich auf der Dichtkunst wahren Werth verstand.

reicht an Schwung einer horozischen Ode, oder an jener unnachahmlichen Leichtigkeit des Fabelbaums *) oder in dem Volkston von Bürgers, der in das Mark eindringt, und Nerven erschüttert.

Stürme brausen durch das Reich der Natur; auf ihren Schwingen rasseln Platzregen; vor dem fallenden Donner und spaltendem Blitz bebt die Erde. Sie vergehen und nun fühlt erst das Land ihrer Erschütterung wohlthätigen Einfluß. Kräuter und Blumen sprossen doppelt schön hervor, und der noch winterliche Baum sieht nun mit nächstem Morgen seine Knospen sich öffnen. — So stehen oft Männer im Staat auf, weiter Entwürfe, unruhiger Seele, kühnster Thatkraft voll und übervoll. Sie wirken so schnell, daß kein Hinderniß für sie Hinderniß seyn kann; sie wirken so keck, daß gemeine Seelen vor ihnen staunen und beben; sie wirken so gewaltthätig, daß man ungewiß ist, soll man sie für Schöpfer oder Würgengel halten. Law's plänevoller Geist, zaubert am Mißisippistrom ein Tempe hin, daß man dort vergebens suchen würde; Träume von nahen Schätzen machen ganz Frankreich schwindelnd. Jetzt rollen Millionen durch die Hände von Lohnbedienten, und jetzt sind Herzoge dem Bettelstab nahe. Der Taumel schwindet; tausende fluchen ihm; aber der weise Regent hat indessen die Schulden des Staats vermindert; Viele weislich sich zurückgezogene haben Güter, und noch Mehrere Weltkenntnisse eingesammelt.

---

*) So nannte bekanter Maßen La Fontaine seine berühmte Gönnerinn.

Ihr Kraftgenies, die ihr der Sprache verjährte Rechte kühn umwerft, mit Weisheit schaltet, als ob sie euere Zofe, und mit Gelehrsamkeit, als ob sie euere Küchendirne wäre; allzuoft dürft ihr freylich nicht kommen. Aber selbst euer Brausen nützt dem Ganzen, wenn es nur nicht allzu lang anhält. Ihr gebt neue Ansichten dem aufmerksamen Forscher, und muntert Schwungkraft auf, die eingeschlummert verblieben wäre. Tausende von eueren Neuerungen verschwinden, aber ein Zehntheil bleibt und fruchtet. Der Jüngling, der erst Alles verachtete, Alles zertrümmern wollte, wird nachher oft ein thätiger Mann; dem Weine gleich, der genug gebraust nun hat. Denn nicht alle Werther tödten, nicht alle Hofmeister entmannen sich selber.

Ein kühner edler Mann thut kühne und edle Thaten aus eigenem Antrieb, und sein wird dafür Lohn und Ehre. Tausende thun es ihm nach; fast dieselben, nie Er ganz. Sein fester Schritt wird bey ihnen zum Aglastergang; immer zwey Hüpflinge für einen ordentlichen Tritt. Sein Muth wird bey ihnen Prahlen; ein Löwenrachen possirlich an einen Lammskopf gefügt. Seine Weisheit wandelt sich auf ihrer glatten Zunge zur Thorheit um; denn man hört die Nachbether, nie die Erfinder. Sie ernten Spott anstatt des Lohns, und statt des Ruhms Verachtung.

Tausend gegen Eines, ihr werdet nichts anders einernten, ihr Ritter Fio, Fav, und Firlefanz *) ihr Scribler, deren Hofuniform ehemahls blauer Frak und

---

*) Man sehe Claudius bekannte drey Reiter.

gelbe Weste, deren Abgott jeder weiße Frauenzimmer-putz mit blaßrothen Schleifen war. Die ihr jetzt alle mit Amoretten um Mayblüthen flattertet, weil Jacobi seinen Engeln bey der Schöpfung kein besseres Geschäft aufzutragen beliebte; jetzt alle den griechischen Busen an eueren Stubenmädchen besangt, weil Wieland seine Danae und Musarion im Tempel des Nachruhms aufstellte; jetzt mit verächtlichem Blick auf Utz und Geßner und Weiße herab saht, weil einige Allvermögende es zu thun schienen; jetzt schimpftet wie die hoffnungsvolle Brut einer Höckenfrau, weil Götz von Berlichingen an seinen Aufforderer ein ähnliches Gastgeboth ergehen ließ. Wahrlich ihr erntet nichts Anders, und verdient auch nichts Besseres.

In jeder Stadt von einigem Umfange gibt es Männer, die, ohne geehrt zu seyn, doch ganz gewiß achtungswerth genannt zu werden verdienen. Ihr Umkreis ist klein, aber sie kennen ihn bis auf jedes Sonnenstäubchen. Sie wagen es nie, nach Einfluß auf das Ganze zu streben, aber auf kleine einzelne Theile wirken sie gern und wirken kräftig. Unbekannt im Staate, sind sie wichtig in ihrem Hause, oft noch in drey oder vieren. Sie können durch ganze Straßen gehen, ohne daß ein Hut vor ihnen sich abzieht; aber sie sind das Leben ihrer Familie; die Freunde von ihren Bekannten. Oft mißkennt sie der größere Haufen; oft lästern Thoren auf sie, weil ihre Bescheidenheit, ihr schüchternes Wesen für Stolz gilt. Sie dulden es und lächeln.

Nicht für alle Dichter — das ist bekannt genug — blüht der Lorber des Nachruhms; nicht allen Schriftstellern dankt die Stimme des Volks; und dennoch

sind unter diesen Verkannten und Vergessenen noch Manche, unerröthend vor dem Stuhl unpartheyischer Prüfung; und vor dem Ausspruch des eigenen Gewissens; doch sind Manche von Ihnen nicht unwerth, daß sie der Weise schätze und der Menschenfreund liebe. — Wenn sie mit kunstlosen Erzählungen die Nebenstunden des Arbeitsmüden kürzen; wenn sie den Herzen ihrer Leser und Leserinnen unter süßer Hülle edle Empfindungen beyzubringen suchen; wenn sie, nur im Kleinen gelesen, diesen kleinen Zirkel zu unterhalten, selbst in diesem oder jenem Punct aufzuhellen wissen; wenn sie — ein schwaches, aber williges Hülfsheer! — Freyheit des Denkens, Freyheit des Geschmacks, richtige Gefühle, Wärme des Herzens zu vermehren sich bestreben; wenn durch sie Wahrheit und Unterricht auf eine kleine Zunft nur wirken; o dann dürfen sie die Schweißtropfen auf glühender Stirne, die schlaflosen Stunden am Schreibetische, die Abdarbung mancher Wollust und Zerstreuungen nicht bedauern. — Laßt immerhin sie vergessen werden, ehe noch der ersten Rasen auf ihren Grabeshügeln welkt! Laßt Mittelmäßigkeit ihr Loos, ihren Lohn sogar Undank seyn! Laßt keinen Fürsten sie bemerken; keinen Großen sie schätzen. — Sie haben doch gewuchert mit ihrem Pfunde. Sie haben doch gefühlt der Menschheit süßes Glück; wenn nur eine Thräne, ein frommer Kuß nur ihnen jemahls dankte. — O daß du mich aufnähmst in deinen Kreis, kleine, oft verachtete Gesellschaft dieser Edlen! daß einst, wenn ich vom Schauplatz des Lebens abtreten werde, das Gefühl mir folgte: Kummer gelindert, Seelen aufgeheitert, liebevolle Gefühle Herzen eingeflößt, und mit dem kleinen Schatze meiner Erfahrungen gewu-

chert zu haben; — möchte auch dann, solang ich lebe, eine Schar besoldeter Nicolaitischer Tagelöhner mich schmähen! Möchte doch immerhin mein Vaterland vergessen, daß Manche Kräfte ungenützt in mir vermodern! Möchten so Manche mich verkennen, weil sie mich nie kennen lernen wollten! Ich trüge es gern, ich entsagte jedem Schattenglück, selbst dem des Ruhmes, willig.

Wer entsinnt sich nicht in seinem Leben zuweilen auf eine gewisse Gattung von Menschen gestoßen zu seyn, deren Element Unruhe ist; Ismaels Nachkommenschaft, ihre Hand gegen Jedermann; die überall sich einmischen, wo Niemand ihrer begehrt; antworten, wo keine Seele sie fragt; über jedes neue Kleid, jeden neuen Hausrath, ihr Videtur stellen; in jede Kiste als wären sie zu Accisvisitatoren ernannt, gucken müssen; und ihres Nächsten kleinste Handlungen ausspähen, verdrehen, richten, verleumden. — Wie man in der gewöhnlichen Welt die Herren und Damen dieses Schlags mit einem Worte benennt, das weiß ich wahrlich nicht sogleich. In der literarischen würde ich ihre Milchbrüder zu nennen wissen, könnte nur nicht selbst dieß Blatt dem oder jenem Kunstrichter alltäglichen Schlags in die Hände fallen.

Und ihr, ihr lärmenden Haufen auf eueren Bierbänken, ihr politischen Kannengießer; die ihr Könige absetzt, ohne zu wissen, in welchem Welttheile Portugall liegen mag, — ihr aus der Hefe des Volks, die ihr um eine Zwiebel euch zankt, um einen Gründling euch rauft, — ihr nichts-denkenden Wäscher, die ihr ewig wieder erzählt, was euere Großmutter gedacht, und euer Vater gesagt hat; — ihr Bettler, auf ge-

stohlne Lumpen so stolz, kommt herbey, und sucht euch selbst eueres Gleichen. Ihr werdet unter dem Gewirre elender literarischen Stümper, unter den Bänkelsängern der Menge, unter den saubern Herren, die aus tausend Büchern ein neues zusammenstoppeln, nicht lange fruchtlos nach Kumpanen suchen.

Ein Mann, werkthätig zum Wohl von vielen Tausenden, voll mächtig geltender Einflüsse auf das Heil von ganzen Staaten, stirbt, und selbst im Sterben wird ihm der Lohn, den er verdient. Die Tugend weint um ihn; die Dichtkunst flicht den Lorberreis um Urne und Statue; die Geschichte gräbt mit flammenden Buchstaben seinen Nahmen in ihre eherne Tafel ein. Ihm ahmen Enkel nach; seinethalben wird die Vorzeit von der Nachwelt beneidet; sein letztes Gebein ist längst vermodert, sein kleinstes Stäubchen längst verflogen; aber sein Nahme lebt.

Shakspeare, Newton, Milton — und ihr übrigen Edlen des edelsten Volkes, glänzend in den Hallen von Westmünster, und dieser glänzenden Ruhestätte würdig; Heil sey mit euern Schatten! — Auch mit euch Heil ihr ehrenvollen Deutschen, zwar auch im Tode so wenig als im Leben, der deutschen Fürsten Nachbarn; doch auf der Rolle der Unsterblichkeit höher oben, als manche Durchlaucht, manche Hoheit! — Heil mit euch ihr Häupter der älteren und neueren Gelehrsamkeit, mit euch, ihr Sänger der Vorwelt, ersten Ranges! mit dir, blinder Mäonide, arm in deiner Pilgerschaft, vergöttert im Grabe; mit dir, lieblicher Tasso, mit dir — doch meine Zunge stockt und der Weihrauch sinkt aus meiner Hand. Heiliges Feuer müßte im Rauchfaß seyn, mit welchem Israels Priester

Opfer anzünden durften. Hinweg mit jedem Frevler, daß Nadab und Abihus Schicksal ihn nicht treffe! den willigen Schwachen — dessen freue ich mich — betrifft es nicht.

„Jetzt wahrlich sehen wir erst, was wir an ihm besaßen!" so klingt die Leichenrede manches edlen bescheidenen Mannes, verkannt in seinem Leben, nach dem Tode geschätzt; geschätzt, weil nun an das Zünglein der richtenden Wage keine Parteylichkeit sich wagt; weil der untergehenden Sonne Strahlen noch herrlich die Berge vergüldeten. Mancher seiner ehemahliger Bedrücker wünscht nun den Thätigen sich zurück; mancher seiner Neider erkennt nun sein Verdienst, selbst sein tückischer Feind versichert: er hätte nur wenige Wochen noch leben dürfen, um sich belohnt und mit Ehre begleitet zu sehen. — Hinweg mit dem Häuchlerschwarm! aber nicht hinweg mit dir, du schön blinkende Zähre der Wahrheit!

Butler, dem man Brot versagte, und einen Marmorstein nach dem Tode gab; — Ihr zahlenlosen Würdigen, die ein kaltes undankbares Vaterland — ungenannt, doch leicht errathen — darben ließ; die ihr — doch still, man könnte glauben, eigene Sache: — Du vielleicht zu bitter werdende Periode bleibe Fragment!

In seinem sammtenen Gewande, mit seiner Ordenskette, seinem Sterne, in reich vergoldeter Carosse fährt dort der stolze X . ., vor ihm bückt sich knechtisch der Pöbel, und selbst der Bessere muß sich oft vor dem Mann mit der geltenden Miene schmiegen. Er stirbt — und Vergessenheit begräbt ihn. Man erinnert sich höchstens noch acht Tage nach seinem Tode dieser flüchtigen

Excellenz, und sein Gallarock, das einzige von ihm zurückgelassene nützliche Stück, wird nächstens ein Hebräer verschachern.

Wie würde der Eitle sich gesperrt haben, hätte er hier auf der Oberwelt nur eine Stunde lang neben einem der ersten, aber bürgerlichen Gelehrten stehen müssen. Dort unten gesellt er sich zu jenem Troß, der durch Flitterstaat und scheinbaren Werth einige Zeit hindurch glänzte, und so wie er stirbt, auch so ganz vergeht, daß selbst der Literator späterer Zeiten das Blatt von seiner Tabaksdüte, geziert mit einem Theil von des Eingebildeten unsterblichen Werken nicht des Durchlesens, noch des Nachdenkens würdige.

Zwey Mahl hat der Fürst das platte Gesicht eines seiner K—rrn mit gnädigem Lächeln begehrt; hat zwey Mahl, indem er die Chocolatetasse hinnahm, ihn gefragt: Welche Zeit es sey? Und ob er die heutige Comödie kenne? Zwey Mahl hat wohl gar die Fürstinn das Windspiel gelobt, das der adelige Sclave in Demuth ihr brachte; und schon dünkt das Geschöpfchen sich wichtig und groß; strickt nun mit zehnfach vornehmerer Miene seine Filé; dünkt sich schon nahe am Minister, und übersieht verächtlich den Redlichen, der nicht das hohe Verdienst von 16 Ahnen besitzt. — Armer Y.., am nächsten Morgen sieht dich der Fürst nicht an; und die Seifenblase deines Glücks, so leer wie dein Scheitel, zerplatzt. Kein Mensch gedenkt deiner Nichtsnützigkeit mehr: es wäre dann, um darüber zu lachen.

Wesen, (denn wahrlich der Nahme des Mannes wäre zu rühmlich für dich) Wesen, das sonst so dummdreist sich blähte, gehe nun Hand an Hand mit dem

luftigen Scribler, an den zwey Messen hindurch ein leichtgläubiger Verleger feines Herren-Papier und eine Vignette von Geisern wagte; den zwey Zeitungsblätter für bare Species gelobt haben, und den nun das Hohngelächter der Vernünftigen in sein Nichts zurückscheucht!

Über Lesen und Belesenheit.

Einige abgebrochene Reflexionen.

Lesen im buchstäblichen, und Lesen im gehörigen Verstande des Wortes — welche gewaltige Kluft findet sich zwischen diesen zwey Begriffen! Das ist ein sehr blödes Kind, welches das Erstere im zehnten Jahre nicht schon mechanisch kann; das ist ein sehr glücklicher Kopf, dem das Letztere im zwanzigsten Jahre öfter gelingt, als mißlingt.

Lesen an sich betrachtet, ist entweder ein Muß, oder ein Zeitvertreib, oder ein Zeitverderb. Das Urtheil, wozu es gehört? kann man erst dann fällen, wenn man sieht, wozu es genützt worden.

Nutzen des Gelesenen! wie mancher himmelhohen Abweichung, wie mancher Zufälligkeit ist erst Dieß unterworfen! Doch einer der Hauptunterschiede bleibt ewig in diesem (oft zwar gemißbrauchten) Bilde sichtbar. Von Blume zu Blume fliegt die Biene, und sammelt — Honig. Von Blume zu Blume fliegt auch der Käfer und sammelt — Unflath.

Lesen ist der Gelehrsamkeit so unumgänglich, wie Holz, Kalk und Steine zu jedem Baue. Doch über Gelesenes selbst nachdenken, das erst heißt jene

Materialien dem Baumeister überliefern. Von sich selbst entstände in Ewigkeit kein Gebäude daraus.

Wer viel lies't und viel Eigenes daraus macht, verdient Billigung; wer wenig lies't, und doch viel Eigenes bewirkt, verdient Bewunderung.

Lesen ist eine Sprache mit Abwesenden und Todten. Welcher Mann von Kopf kann deren lange entbehren, da das mündliche Gespräch mit Gegenwärtigem so bald ermattet, und so selten viel taugt?

Man sollte eben deßwegen nie sagen: daß man allein sey, so lange man noch auch nur ein gutes, ungelesenes Buch bey sich hat!

Belesenheit ist ein schätzbarer Vorzug. Doch muß der belesene Mann noch außerdem viel Verstand besitzen, wenn er durch jene Eigenschaft auch unterhaltend für die Gesellschaft seyn soll.

Man kann ein sehr belesener Mann, und kein gelehrter, — ein sehr gelehrter und noch kein nützlicher — ein sehr nützlicher und weder gelehrt noch belesen seyn.

Ach, wie leicht war es noch vor vierhundert Jahren, für einen belesenen Mann zu gelten! Wie schwer ist es schon jetzt! Und wie fast unerreichbar mühsam wird es erst nach zwey Jahrhunderten seyn!

Belesenheit, die ihr Eigenthümer bloß für sich behält, ist Gold in dem verschlossenen Kasten eines Geitzhalses. Belesenheit eines Eitlen ist Gold in den Händen eines Wucherers, der Judenvortheil begehrt. Belesenheit des Verständigen ist das Capital eines weisen Hausvaters, gegen erlaubte Zinsen ausgeliehen.

Unter zehn belesenen Männern wird ungefähr

Einer dadurch angenehm und zwey oder drey werden dadurch nützlich. Bey Damen dürfte dieses Verhältniß noch für allzu reichlich gelten.

Lesen, und das Gelesene sogleich wieder vergessen, heißt ein Sandfeld pflügen, wo die Furchen sogleich wieder verrollen. — Wer eine Seite nur lies't und sie behält, ist belesener, als Derjenige, der ganze Bücher verschlingt, und nach wenig Tagen nur noch ihren Titel, ja oft den kaum kennt.

Schnell lesen können, ist theils ein Talent der Natur, theils das Zeichen eines lebhaften Geistes, nicht selten auch ein Erwerb der Übung. Nur im letztern Fall darf man sich solches als ein Verdienst anrechnen; und auch dann muß erst eine scharfe Untersuchung entscheiden, ob man es nicht mit Verlust größerer Güter — des gründlicheren Verstehens und des längeren Behaltens! — erkaufte.

Langsam lesen beweist noch nicht, daß man das Gelesene auch verstehe. Doch hat es von dem Verstehen wenigstens die Miene.

Eben deßwegen gibt es nicht selten eine Coquetterie des Langsam- wie des Hurtiglesens. Man möchte gern gelehrt durch Dieses, und tiefeindringenden Geistes durch Jenes scheinen.

Gegen jedes Lesen haben höchstens Thoren geeifert: gegen vielfältiges thaten und thun es noch jetzt auch sehr vernünftige Männer.

Lesen am unrechten Orte, auf Straßen und in Gesellschaft, steht uns an, wie Tanzen, wenn man gehen soll.

Auch pflegt, wer viel vor Zuschauern lies't, dann

gewöhnlich desto weniger zu lesen, wenn ihm die Zuschauer mangeln.

Wenn Leute von gemeinem Schlage Gelehrte zuweilen lesen sehen, so sind sie sehr geneigt zu glauben, daß solche jetzt gar nichts thun. So glaubte man sonst, daß das Samenkorn in der Erde faule, wenn es schon seine Keime zu entwickeln begann.

Daß indessen auch mit dem Lesen Charlatanerie getrieben wird — wer wollte Dieß bezweifeln? Doch gegen die Güte des Lesens selbst beweist Dieß nichts. In welches Gebieth, und zu welcher Tugend drängte sich das uralte und unedle Geschlecht der Charlatans nicht? Ist selbst das Heiligste auf Erden, Religion und Patriotismus, vor ihnen sicher?

Allzu vieles Lesen verhält sich zum Geist, völlig so wie allzu vieles Essen zum Körper. Beydes verdaut sich schwer. Aber mit Maß gebraucht ist Beydes zur Nahrung und zum Wohlbefinden unentbehrlich.

Unentbehrlich? Gab es nicht Zeiten, wo man noch gar nicht las, und wo doch schon manche menschliche Weisheit emporzustreben anfing? — Anfing! Das gestehe ich ein; doch wenn ein Volk fortging, dann stellte sich auch Schriftsprache ein. Selbst ohne Magnetnadel schiffte man sonst im Weltmeere, doch nur ängstlich von Ufer zu Ufer. Dann erst durchschnitt man kühn den Ocean, als man bleibende Wegweiser hatte.

Wenn man sagt: Lesen ist gut; so läugnet man dadurch keineswegs: daß Handeln noch besser sey. Aber es gibt Müßiggänger, die deßhalb auch das Lesen verschmähen, weil es scheinen soll, als ob sie etwas thäten.

Jüngling und junger Mann, lies nicht, wenn

du zu arbeiten hast! Aber ruhe auch dann nicht, wann du noch lesen kannst!

Ich hoffe viel von dem Jünglinge, der gern lies't; ich hoffe fast gar nichts von demjenigen, der nur blättert.

Man prahlt so gern mit belesenen Kindern. Man sehe doch erst zu, was sie lesen, damit man nicht etwa da Lob verschwende, wo die Ruthe heilsamer wäre.

Ach, daß gewöhnlich die Jugend dann noch am glücklichsten behält, wann sie ohne Wahl lies't; und das menschliche Gedächtniß dann schon wieder schneller zu vergessen anfängt, wann Vernunft und Erfahrung die Lectüre weiser ordnen.

Lege einem Manne, den du nicht kennst, und gern kennen möchtest, nur drey Bücher von verschiedener Art vor! Kannst du dann erfahren: wornach er zuerst griff? und was ihm vorzüglich gefiel? so hast du schon einen mächtigen Blick in seinen Charakter gethan.

Welche genaue Kette zwischen Lesen und Selbstdenken, zwischen Lesen und Selbsthandeln sey, erhellt schon daraus, daß es eine gewaltige Menge Menschen gibt, die immer so zu seyn pflegen, wie das letzte Buch war, welches sie lesen.

Lesen verderblicher Bücher und eigenes sittliches Verderbniß verhält sich gegen einander, wie viel Wein trinken und berauscht werden. Das Letztere folgt aus dem Erstern nicht nothwendig; aber sehr wahrscheinlich folgt es doch.

Durch das Lesen ganz schlechter Bücher sündigt man, genau betrachtet, zwar nur an sich selbst, und seiner eigenen Zeit. Doch wer kann sich auf einen Men-

schen verlassen, der sich selbst nicht wohl will; und der gerade mit seinen köstlichsten Gütern, mit Zeit und Erkenntniß, ein Verschwender ist?

Lesen schlechter Bücher ist also sehr tadelhaft! Eines ist doch noch tadelhafter. Schlechte Bücher — selbst zu schreiben.

Halte jedoch auch nicht jedes Buch für schlecht, und des Lesens unwerth, was dafür verschrieen ist! Der Thor tadelt oft den klugen Mann, den er — nicht versteht, und den gerechten Richter, den er — fürchten muß.

So wie es ein Gehen in Geschäften und ein bloßes Spazierengehen gibt, und jedes am rechten Orte löblich und nützlich ist; so gibt es auch ein Lesen zur Belehrung und ein anderes zur bloßen Aufheiterung. Beyde sind gut, nach Maßstab und Zeit.

Wer nur geht, wenn er muß, und wer nur lies't, wenn er Unterricht bedarf, — Dieser und Jener bedürfen noch mancher Unterweisung in der so leicht scheinenden, und doch so schweren Kunst, das Leben gehörig zu genießen.

Wer bloß liest, weil es sein Amt und seine Umstände erfordern, befindet sich in dem gleichen Falle, wie das Frauenzimmer, das nnr tanzt, weil es ihr der Arzt zur Gesundheit empfohlen hat. Beyde werden sich wohl schwerlich je übernehmen; Beyde dürften auch eben da Langeweile fühlen und Anstrengung brauchen, wo ein freyer Wille gleichsam im Vergnügen schwelgt.

Das Lesen bloß unterhaltender Bücher sich als ein Verdienst anzurechnen, ist eine Anmaßung, die nahe an Unverschämtheit grenzt. Der Genuß eines Ver-

gnügens kann weise seyn und Billigung erhalten, doch verdienstlich wird er niemahls.

Und welches Lesen wäre es dann? Ohne Zweifel dasjenige zuerst, das zum Dienst des Nebenmenschen abzweckt. Jenes, welches auf eigene Bildung lossteuert, steht ihm nur zunächst.

Allzu vielerley durch einander lesen, heißt gemischten Samen aussäen. Wenn er auch aufgeht, er verdämmt und verdirbt sich wechselseitig. — Aber gehörige Abwechselung im Lesen gleicht der ökonomischen Klugheit eines Landwirthes, der nicht immer einerley Getreideart auf einem Felde baut.

Wer schon selbst zu schreiben anfängt, ehe er noch eine beträchtliche Anzahl fremder Schriften las, ist zuweilen — ein Genie. Doch im gewöhnlichern Fall wird ein Stümper daraus.

Das Lesen der meisten Damen ist wie das Golddrüseln, das einmahl Mode war. Nutzen wird wenig damit geschafft, aber es ist ein glänzendes Spielwerk, und die Zeit vergeht dabey.

„An dem Mädchen, das Romane lies't, ist nichts mehr zu verderben!" sagte Rousseau und sagte gewiß eine Unwahrheit. Denn zwischen nicht viel und nichts mehr ist noch ein mächtiger Unterschied.

Daß man nicht glaube, ich wolle jeder weiblichen Belesenheit das Lob entziehen, das auch ihr gebührt! Mit Bescheidenheit im Bunde ist sie für die Schönheit ein Reitz — für die Klugheit eine Stütze mehr. Nur daß jene Bundesgenossinn so selten sich findet, und Eitelkeit, von Männerlob herbeygelockt, sie so oft verdrängt — Dieß ist ein Mißbrauch, der oft selbst den rechten Gebrauch in bösen Leumund bringt.

Menschenkenntniß, bloß durch das Lesen erworben, ist meisten Theils Gold, das noch in Erzen sich befindet; es bedarf noch mancher Mühe und mancher Scheidung, wenn es lauter werden soll.

Auch Sachkenntniß überhaupt, bloß aus Büchern geschöpft, ist einem Addreßkalender gleich, der öfters Nachtragen und fast alltägliche Abänderung erfordert.

Man liest jetzt gewaltig viel in Deutschland; selbst in Provinzen, wo man sonst nur das Gebethbuch und den Hausalmanach kannte. Doch wenn Apostel Philippus noch jetzt lebte, noch jetzt wanderte, wie oft würde er seine Frage an den Kämmerer aus dem Morgenlande *): Verstehst du auch, was du liest? wiederhohlen müssen.

Es gibt Menschen, die jedes Buch lesen wollen, und eben darüber keines vollenden. Man kann sie als Musterkarten der Gelehrsamkeit betrachten, nur für die Neugierde und die Probe nützlich.

Willst du wissen: Ob du mit Nutzen gelesen, so nimm, wenn du das Buch zugemacht hast, die Feder in die Hand, und entwirf einen Auszug dessen was du lasest. Es müßte eine sehr hinterlistige Lücke seyn, die sich dann nicht kund machte.

Wie oft sollte man eigentlich ein gutes Buch lesen und wieder lesen? Bis man es im Nothfall selbst niederschreiben könnte, wenn ein unglücklicher Zufall alle bisherigen Exemplare vertilgte.

Auch Lesen aus Wißbegierde muß seine Grenzen

*) Apostelgeschichte. C. 8, 30.

haben. Plinius, der im Bade, indem er sich abtrocknete, schon las, oder lesen hörte; Haller, der an dem Bette des Kranken, mit dem Buche in der Hand saß, und las, indem er den Puls untersuchte; Aristoteles, der mit einer ehernen Kugel in der Hand las, um durch ihren Klang bey dem Herabrollen, vor jedem Einschlafen sich zu sichern, — es mußten übrigens sehr große Männer seyn, da man Dieß löblich und nicht übertrieben fand.

Und nun genug für dieß Mahl, wenn ich noch einen Brief copirt haben werde, den einer meiner Freunde, der in der Jugend sehr gern und sehr viel las, von seinem Bruder erhielt, als er de la Porte's Reisen zu besitzen wünschte, und um Geld zu ihren Ankauf schrieb. Daß dieser Briefschreiber, damahls ein Geistlicher, wenigstens nicht zu den alltäglichen Köpfen gehörte, dünkt mich, wird aus der Antwort selbst erhellen, die ich auch um kein Wort ändern, und die nicht uneben zu manchem jetzt Gesagten paßt.

„Liebster Bruder. Wenn die Büchersucht einmahl zur Leidenschaft wird, so hat sie auch ihre üblen Folgen. Man muß wenig aber gute Bücher lesen, und dieselben wohl verdauen; dann erst wird ein guter Chylus daraus. Im Gehirne eines Mannes, der viele Bücher lies't, sieht es oft aus, wie in einem Zimmer, wo man mehr Bilder aufhängen will, als Platz da ist. Mir gefällt heute noch wohl, was ich gestern gelesen habe. Es fragte ein junger Officier seinen alten Freund: Was soll ich mir für Bücher anschaffen? Er antwortete ihm: den Cäsar braucht der Soldat; das neue Testament der Christ, das Buch der Natur — Jedermann. Für dich, lieber Bruder, setze ich noch etwas hinzu,

damit deine Bibliothek voll wird; das ist: das Buch — deines Herzens. Studiere das wohl! Streiche aus, was auszustreichen, verbessere, was zu verbessern ist! Und wenn du über alles Nöthige deine Anmerkungen gemacht, so sey versichert, daß du eine weit wichtigere Reise, als Abbe de la Porte gethan hast."

Über Schweigen und Reden *).

Ein verschwiegener Mann ist eine sehr schätzbare, ein geheimnißvoller, eine sehr lächerliche Person.

Willst du ganz verschwiegen seyn, so mache, daß niemand muthmaße, du habest etwas zu verschweigen.

Willst du es bloß scheinen, so thue wichtig.

Allzu verschwiegen ist ein verschlossener Kasten, den niemand brauchen kann; Verschwiegen im gewissen Maße, ein Behältniß, zu welchem nur der rechte Herr den Schlüssel hat.

Der wahre Verschwiegene weiß selten, daß er es ist. Schwatzhaftigkeit ist ein Fehler für ihn, den er nicht begreifen kann; dessen Daseyn er sogar läugnen würde, sähe er solches nicht durch Beyspiele bewährt.

Es gibt Plauderer, die durch Reflexion und durch Schaden sich bessern. Sie sind Bären, denen man beygebracht hat, auf zwey Füßen zu gehen. Gebt eine

*) Leicht möglich, daß die meisten dieser Reflexionen schon in tausend Büchern stehen! Aber auch ganz gewiß, daß ich sie dort nicht abschrieb! —

Weile nicht Acht auf sie, und ihre Natur kehrt zurück. So habe ich ihrer gekannt, die wenigstens ihren Wänden wieder erzählten, was sie den Menschen nicht erzählen durften.

Der Freund, der unsere Geheimnisse verschweigt, selbst wenn man ihm Gold und Ehrenstellen dafür biethet, ist ein theures Gut; der, welcher es auch dann bewahrt, wenn seine Geliebte ihm mit Küssen schmeichelt, und mit Trennung droht, ein unschätzbarer Schatz.

Es ist oft ein sehr feiner Betrug, zu thun, als ob man nichts verschweigen könne. Man sucht in dem Schranke keine Heimlichkeit, den sein Herr offen stehen läßt.

Zu beklagen ist, wer eigene, zu verabscheuen, wer der Freunde Geheimnisse nicht verschweigen kann.

Wer seine eigene Schande ausplaudert, dem leihe ich nie auf zwey Wechsel. Wie soll er mir Wort halten, da er das sich selbst gegebene nicht hält?

„Sprich! damit ich dich kennen lerne!" rief ein alter Weiser einem jungen Fremdling zu. — „Ich dächte, auch mein Schweigen spräche!" Hätte dieser antworten können.

Der spricht selten gut, der nur von Einer Sache zu sprechen weiß.

Und Der fast niemahls, der von Allem spricht.

Man mahlt und bildet die Verschwiegenheit gemeinniglich mit dem Finger auf dem Munde. Man sollte ihr auch einen Schleyer über das Gesicht hängen; denn die Blicke und Mienen mancher Menschen sprechen mehr, als die Zunge des ärgsten Schwätzers.

Von Jemanden sagen: daß er ein verständiger

Mann sey, daß er aber nicht schweigen könne; ist eben so viel: als die Keuschheit eines Mädchens rühmen, mit dem Zusatze: daß sie zuweilen Mutter werde.

Jede Schwatzhaftigkeit ist eher zu vergeben; als wenn man in einem abergläubischen Lande über Religion schwatzt.

„Reden hat mich oft, Schweigen nie gereuet, pflegte Xenokrates zu sprechen." Ein Beweis, daß er nie verliebt gewesen, denn da bringt ein blödes Schweigen uns oft Nachreue genug.

Ihr meint, Reden noch öfter? Wer hat Das geläugnet! Aber Xenokrates sprach, Nie!

Wenn es wahr ist, was Bruyere sagt, — wie es mir denn wahr zu seyn scheint, — daß wir Männer besser fremde, die Frauenzimmer ihre eigenen Geheimnisse verschweigen; so ist dieß eine Bemerkung, die unserm Herzen rühmlich ist, denn sie macht uns minder selbstsüchtig. Ob sie unsern Kopf auch ehrt? war eine andere Frage.

Nichts kann der Jüngling leichter verschweigen, als einen empfangenen Korb.

Nichts leichter der Mann, als einen verdienten Verweis von seinen Obern.

Nichts leichter der Greis, als einen gefundenen Schatz, oder einen erschlichenen Gewinn.

Schwer hingegen verschweigt sich erlittenes Unrecht; noch schwerer jähling zugefallenes Glück; am allerschwersten unvermuthet erhaltene Gunst des schönen Geschlechtes. — Versteht sich, wenn man noch fern vom dreyßigsten Jahre ist.

A. Drey Jahre nun brenne ich schon von Liebe

gegen Sie, schönstes Mädchen; und noch errieth es Niemand! Noch sagte ich niemahls ein Wörtchen davon! Was denken Sie von meiner Zärtlichkeit?

B, Daß ihr Brand der Brand eines Schwefelhölzchens seyn müsse. Eine Fackel läßt sich nicht so lange verbergen.

Jüngling! bey deiner zweyten Liebe verschweige ja das Glück und die Heimlichkeiten deiner ersten! dein Mädchen forsche wie sie will; schweige! — Sie stelle sich noch so zornig über dein Mißtrauen an; schweige! — Sie drohe dir mit völligem Bruche; dennoch schweige! — Im Herzen schätzt sie dich dann doppelt hoch; denkt sicher an keinen Bruch; und überläßt dir Kranz und Gürtel zehn Mahl unbesorgter; denn sie weiß, daß du schweigen kannst.

Der Schwatzhafte hingegen, sein Anfang sey noch so siegend, seine Dauer ist kurz. Er ist der Husar im Kriege; leicht prellt er an den Feind, und leicht prellt er zurück.

Dem Mädchen, das ihre Liebe ganz zu verschweigen weiß, dem wollt ich Welten anvertrauen, hätte ich nur erst ihre Redlichkeit genug geprüft. Aber mit Mißtrauen fange ich stets Bekanntschaft mit ihr an. Wer will, sobald sie unedel denkt, ein Herz ergründen, das so grundlos ist, selbst die Liebe verbergen zu können?

Der Arzt, der die heimlichen Gebrechen seiner Kranken, der Priester, der die Sünden seiner Beichtkinder, und der Rechtsgelehrte, der die Blößen seiner Clienten ausschwatzt, verdient Verachtung und Strafe; mehr als alle drey die Geliebte, welche die Fehler und Geheimnisse ihres Liebhabers ausplaudert.

„Warum weinst du, Liebe?" fragte eine Freundinn die trostlose Floria. — „Ach der Freund meines Busens mußte sich trennen von mir zu einer fernen, fernen Reise!" — Und sollte er dir nicht treu bleiben, da du ihn so zärtlich liebst?" — O ja! das hoffe ich; Dieß trösten mich die tausend Eide, die er mir bey dem Abschiede schwur." — „Schwur er sie?" — „Allerdings; und mit einem Reichthum von Beredsamkeit, vor dem mein Kummer selber schweigen mußte." — Wirklich, gute Floria? O nun bebe ich für ihn und dich. Nicht wahr? Du konntest ihm nur wenig darauf erwiedern?" — „O nichts, nichts als Thränen und einzelne Sylben!" — „Dachte ich es doch! Ich wollte, ich wollte, auch dein Geliebter hätte weniger schwören und reden können." — Einen Monath darauf ward seine Untreue kund.

Das Mädchen, das verschwiegen gegen ihren Geliebten ist, liebt ihn vielleicht nicht ganz; ein Weibchen, das Geheimnisse vor ihrem Mann behält, liebt ihn gewiß nicht so, wie sie soll.

Es ist eine kitzliche Sache, die Cassen der Fürsten zu führen, und zu bewahren; aber noch drey Mahl kitzlicher, um ihre Geheimnisse zu wissen.

Großen dieser Welt, zittert vor dem Stolzen, dem ihr Unrecht thut, und der — schweigt!

Es ist oft ein feiner Kunstgriff stolzer Bescheidener, Schwätzer zu ihren Freunden zu haben: ihr eigener Mund schweigt dann vom eigenen Verdienste, überzeugt, daß ein fremder schon genug davon spreche.

Wer Laster verschweigt, wo keine Pflicht der Schonung ihm obliegt, der gehe in den Wald, und

suche

suche sich Gefährten. Er wird bald der Justitz fürchterlich werden.

Wenn ein Fremder im Begriffe steht, ein Geheimniß nur zu errathen, so eilt er, es ihm selber, als Freund, zu entdecken! Anvertrautes Gut bewahrt der Rechtschaffene; über selbst erworbenes schaltet er nach Gutdünken.

Das kann ich auch machen! spricht der Stümper, wenn er Männerwerk sieht. Der Meister schweigt und — macht es.

Fragmente über Lob und Tadel.

Lob der Schönheit eines Mädchens gilt ihrem Schöpfer bloß. Lob des Gebrauchs der Schönheit gilt ihr erst selbst.

Nur vorhergegangenes willkürliches Verdienst verdient Lob. Man lobt einen Diamant nicht; man bewundert ihn nur, oder schätzt ihn wegen seines Glanzes.

Das Lob von tausend Narren wigt nicht den lehrreichen Tadel eines einzigen klugen Mannes auf.

Unparteyisches Lob ist fast unmöglich: denn jedes Ding betrachten wir durch ein anderes Glas. Am reinsten ist noch Feindeslob; nur verkleinert dieß Glas in das Unendliche.

Allgemeines Lob einer Schrift ist noch nicht ihrer Güte sicherer Bürge; allgemeiner Tadel bürgt für ihren Unwerth.

Ein Lobgedicht auf einen Helden wird mehr für Gedicht als Lob geschätzt.

Der Mann, den der Priester einer anderen Religion lobt, ist entweder ein Renegat oder ein — Halbgott.

Der Mann, den ein Großer lobt, bedarf entweder des Großen nie, oder der Große bedarf seiner.

Der Mann, den ein Mädchen lobt, hat dem Mädchen entweder Schmeicheley gesagt, oder auf eine ihrer Schwestern gelästert.

Man kann viel getadelt werden, und ein redlicher Mann, ein braver Kopf seyn; man kann viel gelobt werden, und doch den Nahmen eines Schurken und eines Dumkopfes verdienen.

Lob eines Mannes, daß man ihn wieder lobe, ist fast immer ein Darlehen, das auf Wucherzins ausgeliehen wird.

Viel Menschen loben mit vielen Worten wenig; nur diejenigen haben ein Recht zur Stimme im Staat, die mit wenig Worten viel loben.

Zwey Dumköpfe, die einander wechselseitig erheben, gleichen zwey reichscheinenden Bettlern, von welchen einer den andern zum Erben einsetzt, damit er ihn wieder einsetzen möge.

Wer Alles tadelt, versteht gewöhnlich nichts.

Wer fast Alles tadelt, läßt vom Neid, Stolz oder Eigensinn sich leiten.

Wer Alles lobt, hat nichts gelobt.

Tadelt ein Frauenzimmer den Kopfputz einer ihrer Schwestern, so glaubt man ihr leicht; versteigt sie sich bis zum Kopfe selbst, dann argwohnt man immer, daß sie der Rechtfertigung ihres eigenen bedürfe.

Wer Kleinigkeiten lobt, verkennt sicher den Werth größerer Dinge.

Reichthum erwirbt oft Lob, wenigstens von Schmeichlern: aber das gegründetste Lob wird nie dem Verdienst Reichthum erwerben.

Eine Schrift, die weder Lob noch Tadel verdient, kömmt bey der Theilung allzeit unter die schlechten.

Lob wegen Schönheit ist eine Blume, die glänzt und — welkt. Lob wegen Verdienst ein Juwel, der glänzt und — dauert.

Doch auch Juwelen, wenn sie vernachlässiget werden, können ihren Glanz verlieren; vernachlässigtes Verdienst kann Tadel verdienen.

Kluger Tadel gleicht einer bittern Medicin; sie geht schwer ein, aber sie reinigt das Innere.

Allzu vieles Lob gleicht den Sonnenstrahlen; mäßig vertheilt geben sie den Gewächsen Nahrung und Gedeihen; auf einen Punct vereinigt, brennen und tödten sie.

Weiberkeuschheit verdient Lob. Der Männerliebe ganz dieses Lobes wegen entsagen, heißt wie ein Fürst handeln, der sein Heer aufopfert, um eine Hufe Landes zu erobern.

Ruf und Lob verhalten sich wie Frauenzimmer und schönes Frauenzimmer.

Ruf ist der Vorbothe vom Lob, wie ein wohlduftender Rauch der Vorbothe von einem guten Gerichte. Oft setzen wir uns zur Schüssel, und finden, daß der Rauch an ihr das Beste war.

Warum sucht man oft dessen Tadel zu vermeiden, dessen Lob man sich verbitten würde?

Auch hier der Natur unverbrüchliches Gesetz, das dem Schmerze Centnerschwere, dem Vergnügen Federleichtigkeit ertheilte! Ein Tadel kränkt mehr, als hundert Lobeserhebungen freuten.

Gewisse Menschen tadeln Alles, ob sie gleich Manches lieben; wären sie bey ihrer Schö-

pfung zugegen gewesen, sie hätten sich selbst am meisten getadelt.

Ich mag den Mann nicht zu meinem Freunde, den kein Lob erfreut; der wird mein Freund nicht lange bleiben, den jeder Tadel schmerzt.

Allgemeines Lob setzt oft tadelnswerthe Handlungen voraus. Ein schlichter Biedersinn findet der Steine des Anstoßes viel; denn er befindet sich in einer Welt, die nicht seine Heimath ist. Nur der Schmeichler, überall zu Hause, weiß den Fuß so zu drehen, daß er jedem Hinderniß glücklich ausweicht.

Dann hat der Mann alles Lob, das er nur wünschen kann, wenn das weibliche Geschlecht seine Außenseite, das männliche sein Inneres lobt.

Sich der Tugend des Lobes halber befleißen, ist eine sehr unsichere Aussaat. — Die Welt schätzt Tugend selten, und ihr gewisser Lohn, Beyfall des Ewigen, gebricht ihr auch alsdann, wenn ihre Quelle nicht lauter ist.

Wem bey seinen Handlungen, Lob lieber als die Stimme des Gewissens ist, der gleicht einem Thoren, der im vergoldeten Wagen auf den Straßen fährt, und daheim schwarzes Brot aus irdener Schüssel ißt.

Herzog Leopold und der Minnesänger.

Den Künsten und den Musen hold
beherrschte Herzog Leopold
der Austrier Gebiethe,
wann Kriegsgetümmel ihn umfloß,
durch Kriegermuth und Thaten groß,
doch größer noch im Friedensschoß
durch Mild' und Güte.

An seinem Hof, voll stolzer Pracht,
floß jeder Tag, floß jede Nacht
im Kampfturnier, im Kampfgesang,
bey Pauken, bey Trompetenklang,
dahin, wie Frühlingsbäche
durch buntbeblümte Fläche.

Einst, als im bilderreichen Saal,
sich Leopold zum frohen Mahl
sammt seinen Dienern niedersetzte,
und mit Pokalen edles Weins
vom Moselstrand und Strand des Rheins,
ermüdet von der Jagd des Hains,

sich ergötzte;
da ragt' aus seinem Sängerchor
ein fremder Sänger weit hervor,
und sang,
daß wonniges Entzücken
die Herzen all durchdrang;
daß in der Mädchen Blicken
ein freudiges Erstaunen sprach;
daß jeder Brust ein leises Ach
nach Minnelust
und Minnesold,
halb unbemerkt entschlüpfte;
daß sichtbar durch den dünnen Flor
der Nymphe Herzchen hoch empor
voll innrer Gluthen hüpfte.

Da blickte Herzog Leopold
umher, und sprach; „weß ist die Leyer,
die, rascher als der Blitze Feuer,
auf Silbersaiten tönt;
die jetzt der Liebe süßen Freuden
und jetzt der Schwermuth milden Leiden
mit Nachtigallaccorden fröhnt? —
Mir näher, daß ich dir danke!"

Er trat hervor, der schlanke,
wie Tannen gewachsne, Jüngling, und sprach:
„Mein Nahm' ist Engelhard,
mein Vaterland der Sachsen Flur.
Um dich zu sehen nur,
wagt' ich die Fahrt weg über Berg' und Thäler.
So mancher Fürsten frohe Mähler

hab ich gesehn;
doch keins noch so, wie dieses, schön."

Ihm jubelten die frohen Zecher;
ihm reichte Herzog Leopold
den größten Becher
von Ungergold,
und sprach: „Trink aus, und nimm ihn hin,
und dann, wenn ich dir theuer bin,
sing mir noch eins der stolzen Lieder!
Wir Fürsten sind der Dichter Brüder.
Ihr hebt uns, auf Apollens Bahn,
Sternenan!"

Der Sänger nahm's. Der Dichter Chöre
sahn rings auf ihn, erwartungsvoll.
Wohl, sprach er, wenn ich singen soll,
so sey's der Minnegöttinn zur Ehre.
Erschalle feyernder Gesang,
wie Eschilbachens Harfenklang!

„Mächtig!
mächrig!
mächtig, wie der Gott der Götter,
ist der Liebe Macht!
Sie war's, die mit Schöpfermilde
Erd' und Sonn' hervorgebracht.

Fürsten dienen ihrem Zepter,
küssen ihrer Füße Staub;
Tiegerwuth und Riesenstärke
sind der Göttinn leichter Raub.

An der Wesen großer Kette
stets das erst' und letzte Glied,
ist sie's, die im Seraphsbusen
und im Wurmesbusen glüht.

Sieh den Jüngling! steile Felsen
sind dem Läufer ebne Bahn,
trifft er nur die Auserkorne
auf der Alpe Gipfel an.

Sieh den Mann! Wer wagt zu kämpfen
mit dem Mann, der Liebe fühlt?
Selbst in tiefster Kerker Nächten
stärkt ihn der Geliebten Bild.

Sieh den Greis! Schon nah der Bahre
blendet ihn der Göttinn Glanz,
und er birgt die weißen Haare
unter grünem Myrtenkranz.

Sieh das Mädchen! Bleich und hager,
flieht sie Tänze, flieht Gesang:
Liebe wacht bey ihrem Lager,
Liebe macht das Mädchen krank.

Aber sieh! der Jüngling flötet,
den sie sich geheim erkor:
ha, wie sich die Wange röthet
und ihr Busen steigt empor! —

Göttinn, Göttinn weiter Schöpfung;
Göttinn Liebe! dir nur dient

jede Brust, die Odem ziehet,
jedes Kraut, das einsam grünt.

Dir nur tönt, von Sphär' zu Sphäre,
Harmonie und Jubelklang;
dir nur zirpt die düstre Grille,
singt die Lerche Hochgesang!

O, herab vom Sternenthrone!
komm in meines Fürsten Saal!
komm, bestrahl mit Sonnenglanze
dieses frohe Heldenmahl!

Siegend sey sein Flammenauge,
Wann er nach dem Mädchen blickt,
das, in Tänzen oder Spielen,
ihm sein volles Herz entrückt.

Er, Alcid im ernsten Kampfe,
sey Alcid in Liebesgluth;
und dann träufle neue Kräfte,
wann er matt von Siegen ruht!"

Er schwieg; und hingegossen
auf ihn blieb jeder Blick.
Aus Leopolds Augen floßen
Freudenthränen,
und schmachtendes Sehnen
blieb im Busen zurück.
Er nahm von seinem Haupte
den Lorber, der es umlaubte,
und flocht' ihn um das Harfenspiel,

und mit Liedern und mit Tänzen viel
ward die festliche Nacht
dahingebracht.

So lebte der Sänger, zwey Monden lang,
von jedem Redlichen geliebt.
Endlich zwang
er sich zum Abschiedsgesang,
und eilte, mit Zähren im Auge,
hinweg, um Welschlands Auen
und Welschlands Sänger zu schauen.

Und Kaiser Heinrich, der so eben,
Italien Gesetze zu geben,
nach Rom geeilt, mit Heereskraft;
der seinem Volke Ruhm
und seinem Nahmen,
dem ferne Völker zu huldigen kamen,
Unsterblichkeit verschafft,
der hörte von des Sängers Preise,
und ließ, nach seiner Väter Weise
der Minnesänger Freund, zu den Stufen
des goldnen Throns den Sänger rufen.

Er kam und sang. Der Welschen Neid
zollte seiner Trefflichkeit
unwilligen Beyfall. Er kam und sang mit Gluth
von manches Helden Heldenmuth,
von allen deutschen Kriegen,
und Kaiser Heinrichs Siegen;
und als er jedes Auge,
von Eifersucht entglüht,

begierig neuem Kampf' entgegenblicken sieht,
wandelt' er die Lieder.
Weiche Töne gleiten
seinen schmeichelnden Saiten
so sanft hinab, wie Zephyrs Hauch,
wenn er dem Rosenstrauch
die Ambradüfte raubt.
Die drohende Fluth
ward friedliche Ebbe;
der Wange Feuergluth
ward Pfirsichblüthe.
Und als er sah, daß er dem Fürsten gefiel;
da stieg in seinem edlen Gemüthe
der Wunsch empor: jener tausendfachen Güte,
die Austriens Herzog ihm erzeigt,
zu zollen den Dank
mit lautem Lobe.
Er that's, und sang:

„Ehrenvoll durch edle Söhne
ist der Deutschen Reich!
Nimmer kam ein Volk auf Erden
uns an diesem Reichthum gleich!

Laß die Helden Griechenlandes
trotzen auf Unsterblichkeit;
lobt der Fabier und Scipione,
lobt der Cäsarn Tapferkeit!

Aber wer, wer brach die Fessel
einer halben Welt?
Wessen Krieger
wurden Roms Besieger?

Welches Volk hat auf Augustens Trümmer
seine Trophäe gestellt?

Deutschlands Volk! Vom fernen Norden
donnerte dein Strom daher;
wo du gingest, wo du kämpftest,
floß von Blut ein Meer;
wo du gingest, wo du kämpftest,
fiel der Feinde Heer!

Denn von erster Jugend
spielt dein Knabe mit dem Schwert;
bey der Rede erstem Lallen
wird ihm Lanzenwurf gelehrt,
und sobald er fest nur schreitet,
schwingt er sich auf's Pferd.

Ausgeartet, weichgezärtelt
ward schon manch Geschlecht;
wir nur erbten Vatertugend
mit der Väter Ahnen. Sprecht
all ihr Hörer, all ihr Neider:
welches Volk gleicht unserm Geschlecht?

Heinrich! glücklich ist dein Zepter!
über Männer herrschest du,
Tieger in dem Schlachtgetümmel,
Lämmer in des Friedens Ruh!

Ha! wie Manchen könnt' ich singen,
der dir jetzt zur Seite steht,

und mit kühnem Adlerblicke
mir ins Auge späht!

Doch, verzeiht! Des Dankes Flamme
lodert auf in mir,
und ich singe Leopolden,
Oestreichs Fürsten, Oestreichs Zier.

Neu ist noch in mir das Feuer,
das sein göttlicher Tokaier
mir durch jede Ader goß,
und auf meiner Lippe glüht
noch der Kuß, den er mir both,
als ich floh, mit Augen thränenroth.

Wie aus niedern Birkenbüschen
sich die Eiche kühn erhebt,
und um ihren Wolkenwipfel
des Gefieders König schwebt;

so sein Wuchs! Der Augen Feuer
Wetterstrahl für Trotz und Feind,
aber mild, wie Mondenschimmer,
für den Unterthan und Freund!

Seine Rechte, rasch, wie Ströme,
die von steilen Felsen fliehn,
und der Felsen stolze Gipfel
mit sich in die Thäler ziehn!

Seine Scharen, wild, wie Löwen,
wenn es Tod und Freyheit gilt,

narbenvoll ihr ehrner Panzer,
pfeileschwer ihr goldner Schild!

Aber, wenn der Friede winket,
Freund vom biedern Minnesang
und vom Kusse deutscher Treue
und des Mahles Becherklang!

O ihr Fürsten, nicht voll Neides,
voll von Liebe blickt auf ihn!
Und der Eifer, ihm zu gleichen,
müss' auf eurer Purpurwange,
müss' in eurer Seele glühn!"

So sang der brave Mann;
und die Scharen flisterten:
„Hat er einem Fremden gleich gesungen,
ist ihm doch sein Lied gelungen. — —
Deines Dankes Lied ist schön!
Auch der Kaiser neigte
seinen Stab
freundlich herab;
und auf seinen Wink
reicht' ein Ritter, als der Sänger ging,
ihm ein goldnes Armband dar,
auf welchem Kunst mit Werthe
im schönsten Zweykampf war.

Doch auch dann,
als der edle Mann
lang und fern hinweggegangen,
blieb ein glühendes Verlangen,

zu schauen des gepriesnen Leopolds Blick,
in dem Busen des Monarchen zurück. —
Bald, als er vor neuen Kriegen bangte,
und des Reiches Ruh
der Fürsten Besprechung verlangte,
schickt' er, vor den andern allen,
Leopolden Brief und Herold zu,
in Person an seinen Hof zu wallen.

Und er kam;
und er nahm
mit dem ersten Blicke
ganz die Seele Heinrichs ein;
denn ein mild Geschicke
hatt' ihm Augen voll von Sonnenschein,
eine Stirne voll von Majestät,
einen Mund voll Honigrede,
nie zu rasch und nie zu blöde,
Männermuth
und Heldenglut,
jeder Ader Kraft und Leben
zum Geschenk gegeben.

Freudiger sah nicht des Schöpfers Blick
an dem letzten Schöpfungstag hernieder
auf sein großes Meisterstück,
als jetzt der Monarch auf der Harmonie der Glieder
seines Helden weilte. Dann berief
er ihn, als schon rings umher der Erdkreis schlief,
in sein einsam Zimmer;
legt' ihm tausend schwere Herrscherfragen,
jede nächste immer

schwerer als die erste, vor.
Aber ohne Wanken, ohne Zagen
löste Leopold sie sämmtlich; war
seit dieser Stunde, was zuvor
von der ganzen deutschen Fürsten Schar
Heinrichen kein Mann gewesen war,
werther, als der Saft der Reben,
werther, als des Liedes Kunst,
werther selbst, als Frauengunst,
schier so theuer, als sein eignes Leben.

Aus des Kaisers Lenden stammte
eine Tochter, schön und gut;
ihr im schwarzen Auge flammte
unbefleckter Ahnen Gluth.
Ebenmaß im Wuchs, Reitz in Blick' und Gange,
Weisheit im Gespräch, und im fröhlichen Gesange
Cremoneser Lautenton;
alles Das, gepaart mit einem Herzen
voll von Heiterkeit und Scherzen,
aber auch der Unschuld Thron —
seht, das sind die kleinsten Züge
von Prinzessinn Jutha's Bild;
von der ersten Wiege
stets vom Schmeichlerschwarm umhüllt,
doch auch stets der Sonne gleich,
die, und wenn aus Thetis blauem Reich
Millionen Wolken aufwärts steigen,
dennoch ihre Götterreitze treu behält,
dennoch ein Mahl nur mit Ernst darf ihre Hoheit zeigen,
und die Erde steht erhellt,
und das Heer der Nebel fällt.

O, wer wird den Vater schelten,
wenn selbst über den Besitz von Welten
seine Vaterwürd' ihm ging?
wenn sein Auge voll von Liebe
nur an dieser Tochter hing,
und ein einziger ihrer Blicke thränentrübe,
und ein einziger ihrer Seufzer ihn oft mehr,
als ein zahllos Heer
seiner Feinde schreckte?

Einst, als ihn, bey seines Nahmenstages erstem Licht,
ihre Silberlaute weckte,
und sie zu dem süßen Klang
ein noch süßers selbstgedichtet Liedchen sang,
als sie schön, wie eine Neuverklärte
vor dem Wonnetrunknen stand,
schwör er ihr mit Mund und Hand:
„Tochter! liebste Tochter! meiner Seele Freude,
meines Alters Zier,
meiner Augen Weide!
sieh, bey diesem greisen Haare schwör' ich dir:
Dir sey einzig nun das Recht
einen Gatten zu erkiesen!
Sey er der Geringsten einer, sey er Knecht,
theuer — Eidam werd' er mir,
hat dein Blick ihm Huld erwiesen!"

Und er hielt's ihr. Tausend Fürsten
mochten nach dem Glücke dürsten,
ihres Bundes werth zu seyn;
immer sprach die Jungfrau: „nein!"
immer sprach der Vater: „nein!"

Aber jetzt, wie brannte seine Seele,
voll des Wunsches, daß sie seinen Liebling wähle!
Jetzt, wie freudig sah er in des Helden Blick
Spuren flammender Bewegung;
aber ach! kein Fünkchen zarter Regung
strahlte lang von Jutha's Augen ihm zurück.
Ach! kein tröstend Wort aus ihrem Munde
heilte seines Herzens Wunde.
Kalt, wie ihre rauschenden Gewänder,
rauschte sie bey Tanz' und Mahlen ihm vorbey,
und ihr flatternd Auge schien oft kaum zu wissen,
wer der Prinz, der sich so tief verbeuge, sey.

Liebe! Liebe! unter deine Tausendkünste,
unter deine Gauklerkraft,
die oft bunte Hirngespinste,
mehr als Wirklichkeit, verschafft,
ist auch jener Trieb zum Häucheln,
der fast immer Hand in Hand mit dir erscheint;
oft das Mädchen, das im Stillen weint,
ihre Gluth verbergen lehrt,
oft den tiefgehohlten Seufzer
in ein lispelndes Gelächter kehrt.

So auch Jutha. Ach! die Häuchlerinn,
ach! sie liebte. Denn des Helden Schöne
war zu mächtig für das Mädchenherz.
Fern von Zeugen, mischte sie den herben Schmerz
in des Liedes Trauertöne,
klagt' oft nur der Einsamkeit
ihres Busens ungewöhntes Leid.

Einst in kühler, öder Mitternacht
floh der Schlaf von Heinrichs Lager; und er irrte
durch den Garten, sieht, daß seine Tochter wacht,
hört, daß ihre Stimme hell wie Philomele schwirrte,
naht sich ihrem Fenster, und erfährt
alles, was sein Wunsch begehrt.

Freude! sang sie, Freude, meine traute
Spielgesellinn! ach! wo bist du hin?
Warum tönt die sanfte Laute
dir nur immer, stolze Liebe?
dir nur, Menschenquälerinn?

Warum bleicht die Rosenwange?
Was erlöscht der Augen Glanz?
Warum träufelt diese bange,
ach! umsonst verhehlte Zähre
mitten unter Spiel und Tanz?

Träume! Träume! nichts als Träume
Gaukeln um mein Lager her.
Ehe noch der Wolken Säume
früher Sonne Strahlen röthen,
wird mein Auge schlummerleer.

Zwar mit ihrem goldnen Schilde
deckte Freyheit lang mein Herz;
doch von Austriens Gefilde
kam der Tödter meiner Freuden,
kam mein Glück, und kam mein Schmerz.

Spottet meiner, stolze Schwestern,
spottet meiner Schwäche nicht!

Ihn zu sehn und nicht zu lieben,
hieße ja die Gottheit lästern,
die aus seinem Auge spricht.

Wenn, auf seinen Purpurschwingen,
jetzt der Lenz die Flur umschwebt,
könnt ihr dann die Knospen tadeln,
die dem Jüngling Blüthen bringen,
dessen Gluth sie neu belebt?

Könnt ihr's tadeln, wenn die Rose
lang genug umsonst geküßt,
ihren grünen Panzer öffnet,
und aus ihrer Blätter Schoße
balsamvollen Duft ergießt?"

Leise, wie im Abenddüster,
ferner Echo Ton verhallt,
ward ihr Lied hier zum Geflüster,
und die süße Laute schallt
nur zu zärtlichen Gedanken,
die der Mund der Liebekranken
nicht ins Lied zu bringen wagt,
ob ihr Saitenton gleich mehr als Worte
dem erfahrnen Horcher sagt.

Wie zufrieden nun mit dem Geschick,
eilt er in sein Schlafgemach zurück!
Wie so lange zögert nun Aurore
ihm mit ihrem Rosenflore!
Wie so eilends, nach dem Frühgebethe,
ließ er seine treusten Räthe,

seine Tochter, seinen künftigen Sohn,
rufen zu dem goldnen Thron!

Als sie kamen, zog auf seiner Stirne
sich ein drohendes Gewölk' empor.
Zitternd wähnt der ganze Chor,
daß ihr sonst so milder Herrscher zürne;
zitternd sah ein Jeder seinen Nachbar an,
als der Kaiser, ernst wie Todesengel,
so begann:

„Wenn ein Freund, den wir mit Vaterliebe
stets gehägt und stets geliebt,
nimmer uns ein offnes Herze
zur Vergeltung gibt;
wenn er, was wir oft ihm riethen,
selber wünscht, und doch den Wunsch verschließt,
gegen sich der thörichtste Tyrann,
gegen uns ein Häuchler ist;
sagt mir: was verdient er dann?"

Preisgegeben! Preisgegeben sey der stolze Mann
künftig ganz des Schicksals Grimme!
so erscholl's mit Einer Stimme
zu des Kaisers Thron hinan;
und vielleicht, daß mancher von den edlen Sclaven
heimlich schon auf schärf're Strafen
für den Majestätsverächter sann;
als der Vater auf vom Stuhle stand,
seiner Tochter Hand
schnell ergriff
und also rief:

„Jutha, sieh, dein Urtheil ist gesprochen!
Über dich der Stab gebrochen,
der die Häuchlerinn bestrafen soll!
Dieses Auge, so der Kälte voll,
diese Brust, die keine Sehnsucht hebt,
diese Lipp', auf der kein Seufzer bebt,
Alles, Jutha, Alles lügt!
Seht, hier steht der Mann, der sie besiegt,
dem der Königstochter Minnelied
nächtlich oft vergebens glüht!
Rächen solt' ich nun den Schmerz,
den du, Trügerinn, ins Vaterherz
oft ergossen;
aber diese Röthe, die Scham,
diese Thräne, jetzt dem Aug' entflossen,
sey die ganze Rache,
die ich jemahls nahm!"

Hier des Helden staunendes Entzücken,
hier den Kampf von Wonn' und Gram in Jutha's Blicken,
und der Räthe Zuruf und der Liebenden Dank —
Wag es nicht, mein bebender Gesang,
was für Worte zu hoch ist, auszudrücken!
Ein Gemählde dieser Gattung kann
nur dem Wunderkünstler glücken,
den der Dichtkunst Göttinn in der Wiege schon
sich an den Busen drückte,
der in Idris und Musarion,
und in Grazien und Oberon,
vielfach, und an Kraft doch immer einerley,
Trotz des Zwanges, stets vom Zwange frey,
uns ins schönste Reich der Fantasie entrückte.

Mit der freudigen Geschichte
flog nunmehr das eilende Gerüchte
über Meer und Land.
Zu dem stolzen Hochzeitfeste
einzuladen ferne Gäste
wurden Bothen ausgesandt.
Mancher Fürst im goldnen Kleide
stammelt' aus dem Munde Glückwunschfreude,
da indeß von schwarzem Neide
seine Seele schwoll.
Zahllos, gleich dem Sand am Meere,
kamen Freund' und Schmeichlerheere,
wurden Straß' und Säle voll.
Auch der deutschen Sänger Chöre
stimmten, zu der Kaiserstochter Ehre
und zum Ruhm des Fürstensohns,
Lieder ihres süßsten Tons.

Er erschien, der große Tag!
Um das feyernde Gelag
stand die wonnetrunkne Menge,
tönten Harfen und Gesänge.
Heinrich! Heinrich! Ha! wen sucht der Flammenstrahl
deiner Augen in dem weiten Saal?
Plötzlich sprang er auf, und faßte
einen Jüngling bey der Hand,
der im dichtsten Haufen stand,
der, vor Freude halb und halb vor Furcht, erblaßte;
und er führt' ihn hin zu seinem neuen Sohn:
„Prinz, wenn einst vielleicht mein Thron
dir zum Schemel deiner Füße dient,
schwesterlich um deine Schläfe

Myrt' und Lorber grünt;
wenn das Mädchen, das vor tausend Zeugen
dich zum Freund an ihrem Busen wählt,
deine heiß'sten Wünsche schweigen
macht, und dich mit Gluth beseelt:
o, so dank es nicht allein der Männerstärke,
die aus Gang und Wuchs und Antlitz spricht!
auch so manchem Heldenwerke,
edler Sohn, verdank es nicht!
Tausend Mädchen konntest du gefallen,
aber unter diesen tausend allen
war Prinzessinn Jutha nicht;
denn das flüchtige Gerücht
hatte dich nur flüchtig mir genannt.
Sieh, hier steht der Mann, von dessen Liede
ich zuerst entbrannt,
dich zu sehen strebte; bald, der Sehnsucht müde
dich zu mir berief, und fand,
was ich kaum zu finden dachte.
Wenn, was ich seitdem für dich gethan,
deinen Geist zu Lieb' und Ehrfurcht fachte,
theil' ich sie mit diesem jungen Mann!"

In Erstaunen ganz verloren,
mit halbstarren Augen, mit halboffnen Ohren,
hörte Leopold dem Vater zu;
aber dann, in einem Nu,
hing er fest, wie eine Klette,
an des Sängers schamgebleichtem Mund,
macht' ihm rasch mit tausend Küssen
seine Freude kund,
nahm von einer Brust die goldne Kette,

wo Prinzessinn Jutha's Bildniß hing,
und umfing
mit ihr des Jünglings Nacken;
führt' ihn im Triumph zur königlichen Braut,
die mit Minnelächeln ihm entgegen schaut,
und auf Leopolds Geboth,
ihre Schwanenhand und ihre beyden Backen,
von der jungfräulichen Farbe rosenroth,
seinen Lippen zur Berührung beut,
und ein: „Küsse sie!" entgegen lispelt,
als der Schüchterne sich ihr zu nahen scheut.

Gleich dem Strandenden, dem auf schwachem Brett,
jetzt schon nah dem Himmel, jetzt schon nah der Hölle,
fürchterlich der Tod aus jeder Welle
vor den Augen steht,
und den schnell ein Windstoß rettet;
wie dann allzugroße Wonne seine Zunge kettet,
und der Frohe, himmelan
nichts als weinen, höchstens stammeln kann:
so der Jüngling. Thränen blinken
im entzückten Auge; seine Kniee sinken;
zitternd küßt' er kaum
jetzt die Rosenwange, jetzt den Purpursaum.

Und dann schnell, als wär' ein Strom von Feuer
hingerauscht durch seine Brust,
schnell, als hätt' ein Gott die goldne Leyer
ihm besaitet, flammt' er, seiner kaum bewußt,
auf, in hohe Lieder.
Seine Freunde, seine Brüder
stimmten ein, und süßer Klang

kaum der Fingalbarden strömender Gesang,
kaum das Lied von Mäons Sohne,
auf dem einst der Myrmidone
sich zur Götterstaffel schwang.

Dieß sein Lied, der Dichtkunst Göttinn,
nach Verdienst, geweiht!
denn nur ihr, nur ihr verdankt' er
dieses Tages Seligkeit:

„Göttlich schöne Dirne,
die von Greisesstirne
Gram und Runzel streicht,
und, durch sanfter Töne Zauber,
Wangen röthet, Wangen bleicht;

Sich bey'm Freudenmahle
im erhellten Saale,
unter Reigen, schmückt,
und in süßer Trauben Schale
ihre süß're Traube drückt;

Selbst im Schlachtgetümmel,
unter Pfeilgewimmel,
wie ein Donner, schallt,
oft noch vom erbleichten Munde
mit dem letzten Seufzer hallt;

Jetzt, gleich Mayenlüften,
unter Rosendüften,
Jünglingsflammen kühlt,
und um sein bethräntes Auge
mit der Hoffnung Fittig spielt:

O, im schönsten Tanze,
o, im Festagskranze,
Holde, zeige dich!
und umsäusl', im Sonnenglanze,
mit des Sprossers Tönen mich;

Kannst du mehr verlangen?
Deines Sängers Wangen
hat ein Fürst geküßt;
hat bekannt vor tausend Zeugen,
daß sein Glück dein Lehnsmann ist;

In der letzten Stunde
glüht auf meinem Munde
noch die Seligkeit,
daß mich einer Göttinn Lippe
weihte zur Unsterblichkeit.

Möchten alle Rotten,
die der Dichtkunst spotten,
dieses Beyspiel sehn;
Schamroth, mit verbißnem Munde,
neidisch mir zur Seite stehn;

O, von deiner Höhe,
Sängerinn, ich flehe,
komm, o komm herab!
bring mit dir die junge Freude,
die ein Gott dir eigen gab;

Deine Sternenkrone
bring dem Fürst zum Lohne,
der ein Fräulein küßt,

das an Weisheit deine Schwester,
Siegerinn an Schönheit ist!"

So der Sänger, der von dieser Stund' an nimmer
von des Kaisers Hofe wich,
dessen Leben, wie ein Bach im Sonnenschimmer,
glanzvoll nun vorüberstrich;
der bey allen Festen
aus des Herrschers Becher trank
und dann freudig den durchlauchten Gästen
Lieder süßes Taumels sang;
der — doch schweige, Saitenspiel!
denn schon längst ist sie entflohn
jene bitt're Zeit, wo noch jeder deutsche Fürstensohn
deutsche Sprache, deutsche Lieder schätzte,
mehr an seiner Väter krafterfülltem Ton,
als an fremdem Flitter, sich ergetzte;
längst entflohn die Zeit, wo des Dichters Leyer,
hochgeschätzt vom Volk' und dem Weisen theuer,
theuer schöner Frauen Schar,
theuer selbst dem Höfling war;
wo noch nicht des Witzlings Possenspiel
Ahnensitte, deutsch Gefühl
in den Mond verbannte. —
Möglich, daß, wenn jetzt ein schaler Spötter liest,
daß der Fürst den Dichter sonst geküßt,
er es lächelnd, wie ein Ammenmährchen,
wenn sein Kränzchen Possen fordert, travestirt,
oder gar dem ersten neuvermählten Pärchen
scaramuzzisch hertragirt.

Über den im jetzigen Kriege neu eingeführten Gebrauch ärostatischer Maschinen.

„In der Schlacht bey Fleurus, und in noch mehreren ihrer letztern Treffen ließen, die Franken — so sagen Briefe und öffentliche Blätter — mitten im Gefechte einen Luftballon an einem Leitseile steigen; und zwey in demselben befindliche Personen waren auf diese Art vermögend, den eigentlichen Stand des alliirten Heeres genauer zu übersehen, und den Ihrigen davon Bericht zu ertheilen." — Daß ein solches Manöver seinen großen nützlichen Einfluß auf das Ganze haben konnte; daß es einen unendlichen Vortheil für den Feldherrn sowohl, als seine untergeordneten Generale sey, ungezweifelt zu wissen: in welcher Lage, welcher Stärke, welcher Vertheilung das feindliche Heer sich befinde? dieses sehen, auch bey dem ersten Blick, wohl Alle ein, die nur einiger Maßen auf das, was im Kriege nützt und entscheidet, sich verstehen. Daß die Franken die ersten gewesen, welche jene montgolfierische Entdeckung auf eine Art, die wahrscheinlich nicht ohne Nachahmung bleiben wird, in der Tactik zu nützen wußten, ist ebenfalls ohne Zweifel. Daß aber eben dieselben nicht

die Ersten waren, welche die Möglichkeit einer solchen Nutzanwendung sich dachten; daß wir Deutsche schon seit 29 Jahren theoretisch wußten, oder wenigstens wissen konnten, was unsere Gegner jetzt erst gegen uns praktisch anwandten, das ist merkwürdig und wahr genug.

Denn schon 1783 machte Hr. Prof. Lichtenberg im dritten Jahrgang des göttingischen Magazins der Wissenschaften und der Literatur, im sechsten Stück (S. 930 — 953) eine in jeder Rücksicht vortreffliche Abhandlung unter dem bescheidenen Titel: Vermischte Gedanken über die ärostatischen Maschinen, bekannt. In ihr, nachdem er ausdrücklich (S. 942) erklärt: daß er keine größere Vollkommenheit in der Maschine voraussetze, als sie schon habe; daß er also nicht von Luftschiffen mit Steuern oder Rudern, sondern von bloßen Bällen spräche, die an einem Leitseil über die Wolken hinaus, mit und ohne Menschen steigen und auf gegebene Signale hin und her, und auch herab gezogen werden könnten; in ihr thut er fünf und zwanzig, zum größten Theil sehr ernste, zum Theil aber auch scherzhafte Vorschläge: wie man jetzt schon von den Montgolfiern einen ersprießlichen Gebrauch machen könne; und der vierte dieser Vorschläge lautet: „Wird die Kugel so groß gemacht, einen Menschen zu heben, so wird der Nutzen unübersehbar, Armeen zu recognosciren, Terrain aufzunehmen, und für die Schlacht zu besehen." Eine deutlichere Angabe ist doch wohl nicht möglich? — Daß also der Deutsche früher als der Nachbar sah, was der Nachbar freylich früher als der Deutsche that; daß hier abermahls einer von den vielen Fällen sich ereignet, wo der friedliche Gelehrte in seinem

stillen Studierzimmer Rathschläge ertheilte, welche für den beschäftigten Staatsmann oder Feldherrn sehr brauchbar werden konnten; dieses und noch Mehreres, was keiner ausführlicheren Angabe bedarf, ist wohl entschieden genug.

Wenn man aber übrigens von der Gewißheit noch zur Muthmassung, von dem gesicherten historischen Factum noch zum bloß möglichen übergehen wollte, so könnte man allerdings noch weiter schreiben, und sagen: Ja, vielleicht war es gar ein Deutscher, der die Neufranken auf diese Anwendung brachte, nicht indem sie ihn lasen, sondern indem sie ihn hörten! Hier nur eine der vielen Möglichkeiten! Der jüngere Forster war bekannter Maßen der Mitherausgeber jenes Journals, in welchem die angezogene Abhandlung seines Freundes stand; daß er solche kannte, ergibt sich also von selbst. Forster trat nachmahls zur Partey der Neufranken, und starb erst in diesem Jahre zu Paris; was ist wohl leichter, als daß er irgendwo — doch Muthmaßungen dieser Art helfen freylich zur Hauptsache nichts. Ob sie aber ganz grundlos sind? Dieß verdiente doch wohl gelegentlich eine genauere Nachforschung.

Scenen aus dem Schauspiel Johann von Schwaben *).

Dritter Auftritt.

(Einsame waldige Gegend vor dem Eingang des Klosters der strengen Büssenden, das mit einer hohen Mauer umgeben ist. Man hört die große Glocke im Thurm läuten. Dann Palm in Bettlerkleidung).

Hier bin ich schon wieder; — und doch wird hier bald kein Baum, keine Staude, kein Gräschen mehr seyn, das Palm nicht kennt. (die Gegend umher betrachtend) Ha, Unglücklicher, in das Elend Verbannter! Wie oft war jener Stein dein nächtliches Kissen, wenn

*) Diese Scenen befinden sich in dem 5ten Act einer veränderten Ausgabe dieses Schauspiels. Man wollte sie hier geben, weil sie das Interesse an Palms und Helenens Schicksal zu Ende führen. Meißner ließ sie in der neueren Ausgabe, welche im 1ten Bande seiner sämmtlichen Schriften abgedruckt ist, vermuthlich deßhalb weg, weil diese Episode, am Schlusse des Stückes, den Helden desselben etwas in den Hintergrund stellt.

Anmerk. d. H.

du hier neben den Thieren des Waldes dein Lager nahmst! Wie oft schützte der Schatten jenes Baumes dich vor der Hitze des Tages, indeß deiner Zunge kein Labsal gewährt ward. Doch: was will ich? was suche ich noch hier, — hier, wo ich längst Alles verlor! — und auf ewig! — — Traurige, entstellte Gegend! nur zu sehr deinen traurenden, büssenden Bewohnern ähnlich! — Noch erblicke ich niemanden, von dem ich erfragen könnte, was wohl jenes ungewöhnliche Geläut der Glocken bedeute. Unwillkürlich folgt ihm mein Fuß hierher, während sein dumpfes Hallen meine Seele in schauervolle Gedanken wiegte und Grausen der Mitternacht durch die Meilen weite Wildniß verbreitete. — Palm! Palm! Wie, wenn dir dieß Läuten Verkünderinn neuen Jammers wäre! — Und ich zaudre noch? Hin zum Kloster! Schon lang hab ich kein Almosen erfleht, vielleicht, daß ich durch die Geschwätzigkeit der Pförtnerinn. — —

(er klopft an.)

Vierter Auftritt.

Die Pförtnerinn. Palm.

Pförtn. (von innen) Wer klopft?

Palm. Gott segne Euer Kloster!

Pförtn. (die Thür öffnend) Ich frage, wer Ihr seyd?

Palm. Ein armer Mann, der schon öfter Eure Mildthätigkeit erfuhr. — Ach, nur ein kleines Stück Brot und einige Tropfen Wein zur Labung! Bey Gott, dem Wiedervergelter, laßt mich nicht vergeblich bitten!

(Pförtnerinn geht und reicht ihm ein Stück Brot und einen kleinen gefüllten Becher.)

Palm. Lohn's Gott!

Pförtn. Es wird ein schwüler Tag werden; — Ihr habt wohl noch weit von hier?

Palm. (gleichsam als von ungefähr die nahe Gegend um das Kloster betrachtend) Nicht gar zu weit. — (indem er den Becher zurück gibt) Meine Heimath ist, wo Gottes Himmel blau ist.

Pförtn. Armer Mann! — Wollt ihr noch eines?

Palm. Ich dank Euch.

Pförtn. Was gibt es jetzt neues draußen in der Welt? Unsere Priorinn erhielt gestern einen Brief; darin stand, sie hätten König Albert erschlagen.

Palm. (etwas stutzend, aber bald wieder gefaßt) O! diese That ist schon von lange her! Es sind, seit Dieß geschah, wenigstens zwey Monath verflossen.

Pförtn. Kann seyn; hier erfahren wir Manches sehr spät. Hat man schon einen neuen König gewählt?

Palm. Ja, Heinrich, des Ermordeten ältesten Sohn. Er soll ein wackerer, frommer Prinz seyn.

Pförtn. Wenn er der Klöster und des heiligen Vaters Freund ist, so will ich für ihn bethen.

Palm. Thut Das! — bethet aber auch für Albert und seine Mörder!

Pförtn. Für seine Mörder, sagst du?

Palm. Ja, denn es waren brave Ritter; — Alberts Freunde, ehe er sie zu seinen Feinden machte. Nun sind die meisten todt. Wenige, wie man sagt, sind Heinrichs Rachschwert entgangen. — Geht, bethet für ihre Seelen! Lebt wohl! — (zurückkommend) Noch Eines, würdige Jungfrau! Sagt mir, was bedeutete

wohl vorhin das ungewöhnliche Läuten im Kloster?

Pförtn. Mit dieser Glocke, die du hörtest, wird geläutet, so oft eine Nonne im Sterben begriffen ist. Es ist die größte in ganz Schwabenland. Drey Päpste, sagt man, haben sie geweiht. Der heilige Bonifaz schenkte sie einst dem Kloster: — Das mag nun länger als vierhundert Jahre seyn; doch bedung er dabey, sie statt der gewöhnlichen Glocke nur an Sterbetagen zu läuten. — Was fehlt Euch?

Palm. (beyseite) Halte dich, Herz! — Eine der Nonnen, sagtest du? Weißt du nicht, wie sie heißt?

Pförtn. Unsere Priorinn vielleicht weiß es. — Bald sind es neun Wochen, da brachte sie ein fremder Ritter zu uns her.

Palm. (sich wegwendend) Himmel! sie ist es!

Pförtn. Noch sah' ich keine unter allen Büßenden einen solchen Kampf der Verzweiflung kämpfen. Wenig Tage vor ihrer letzten Krankheit, lag sie vor dem hohen Altar, — blutig gegeisselt, mit starren halbgebrochenen Augen. — Ein trauriger Anblick! Mehr als sechs Tage waren Seufzer und Thränen ihre einzige Nahrung gewesen. Bald zerschlug sie ihre Brust; bald rang sie die Hände und heulte, daß die Wände der Kirche wiederhallten. Dann zog sie einen Dolch, hielt ihn hoch über sich und rief: „Sieh, Rächer! Noch klebt hier Blut, aus Rache vergossen; — aber du siehst meine Reue. — Endige! Endige ein Mahl! — Sende Vernichtung auf mich herab!" — — So hat sie es täglich getrieben, bis ihre Kräfte erschöpft waren.

Palm. (der indeß mit weggewandtem Gesicht in dü-

sterer Verzweiflung stand, schnell auffahrend) Was? Ist sie todt?

Pförtn. Noch nicht. Als du vorhin die Glocke läuten hörtest, ward sie in den Sarg gelegt. Bald wird es nun wieder läuten: empfängt sie das Hochheiligste — erst bey dem dritten Mahle stirbt sie. (zu Palm, der auf ein Knie niedersinkt und sich das Gesicht verhüllt,) Wie? Ist dir nicht wohl?

Palm. (sich wieder aufrichtend und seufzend) Recht wohl! (vor sich) Ich muß versuchen, in das Kloster zu kommen.— (laut) Sie dauert mich sehr. Gott helfe ihr! — — Gute Mutter! ich bin Willens, eine weite Wallfahrt zu thun; vielleicht nach Sanct Jago di Compostell. Schaffe mir ein Pilgerkleid, ich bitte dich. Dein Kloster pflegte ja sonst wohl dergleichen an arme Leute zu schenken.

Pförtn. Verzieht hier! Ich will gehen und die Priorinn darum bitten.

Palm. Thue Das; nur sey eilig! (Pförtnerinn entfernt sich, die Thür verschließend) — Himmel! Wenn ihre Beschreibung dennoch betrogen hätte! Wenn eine andere — Nein, nur zu gewiß! Mein Schicksal ist entschieden!

(Glockengeläute wie vorhin, Palm, mit einem lauten Ausruf des Schmerzes, sinkt zur Erde; er scheint mit Schmerz und Verzweiflung zu kämpfen. Nach einer Weile hört das Läuten auf. Pförtnerinn kömmt wieder.)

Pförtn. Wo ist er? — Ah, dort liegt er! Er scheint zu bethen. (Palm, der sie sprechen gehört, richtet sich auf) Hier, nimm dieses Kleid! (sie reicht es ihm.) Es war das letzte.

Palm. (indem er es nimmt, mit schmerzvollem Ton)

Gott lohne dir es! (es sich anlegend) Wie heißt die Schutzheilige Euers Klosters?

Pförtn. Veronica, die Büßende.

Palm. Ich will sie anrufen. — Ich bitte dich, laß mich hinein, damit ich in Eurer Kirche meine Andacht verrichten mag.

Pförtn. Versprichst du mir, dich gleich nach dem Gebeth wieder zu entfernen?

Palm. Ich verspreche es dir.

Pförtn. (ihm die Thür öffnend) So komm! Gleich hier über dem Klosterhof geht der Weg zur Kirche. Du kannst nicht fehlen.

(ab.)

Fünfter Auftritt.

(Begräbnißgewölbe unter der Kirche des Klosters, von einigen oberhalb hängenden Lampen erleuchtet. Im Hintergrunde Grabhügel, verfallene Denkmähler und Kreuze, imgleichen verschiedene offne Särge, in deren einem Helene, in Sterbekleidern; zur einen Seite ihres Kopfs ein Pater, zur andern die Priorinn, kniend; Beyde bethen. Hinter diesen, in einem halben Kreis um den Sarg, eine Anzahl Nonnen mit brennenden Kerzen. Nach einer langen feyerlichen Stille gibt ihnen die Priorinn einen Wink: alle knien nieder.)

Prior. (noch in voriger Stellung, mit heftiger Bewegung) Ewiger! Gerechter! Fruchtbarer! — Du, der du Unrecht und Missethat allein vergelten willst! — Hier lieg ich, gebeugt vor deinem Antlitz; — ich, dieser Sünderinnen größte! — Gleich jeder von ihnen, mit Blutschuld und Selbstrache beladen! — Erbarme dich! Schütte das Maß menschlicher Leiden

hiernieden über uns aus! Straf uns hier! Aber dort — dort nimm uns zu Gnaden an! Verschone!

(indem sie sich von Neuem mit dem Antlitz zur Erde wirft fällt der Gesang der Nonnen ein.)

Gott! Erbarmer! schone! schone!
Richte nicht nach wohlverdientem Lohne!
Tilg der Missethaten Schuld! —
Schwer errangen wir des Sieges Palme; —
Finster dämmert unser Todestag; — —
Vater, deine Huld
Wandle einst in Jubelpsalme
Alles Erden-Ach!

(Helene scheint einige Mahl ihre Hände andachtsvoll erheben zu wollen; ließ sie aber kraftlos sinken.)

Prior. (nach einer Pause, sich über die Sterbende hinbeugend) Nun, meine Tochter! — Wie ist es? — Wie stehst du mit deinem Richter?

Helene. Gut! Sehr gut, hoffe ich. — Ihr selbst saht meine Reue, meine Verzweiflung; sie zehrte schnell meine Kräfte und stürzte mich in das Grab. — Vor Kurzem noch, glaube ich, waren meine Sinnen zerrüttet, — aber jetzt bin ich ruhig und heiter. — Mein brechendes Auge blickt getrost gen Himmel — Ja! ja! Mein Geist hofft auf Ihn; Er wird es wohl machen.

Prior. Das wird Er! Das wolle Er!

Helene. (mit zunehmender Schwachheit.) Ich fühle es, ich bin erschöpft. — Mein Athem stockt. — Nun, heilige Mutter, vielleicht nur noch wenige Augenblicke! — Zeigt mir noch ein Mahl jenes schreckliche Werkzeug, — den Dolch! (Priorinn hebt den neben Helenen liegenden Dolch in die Höhe. Helene, ihn betrachtend)

Gott! Gerechter Gott! — Nun meine letzte Bitte! Auch das Bild des Versöhners! (Priorinn hält das Crucifix empor. Helene scheint zu bethen.) So! So! Ich bin bereit. — Bald — —

Prior. (die den Nonnen ein Zeichen gibt) Geht hinauf, und bethet für ihre Seele!

(Nonnen stehen auf und wollen sich entfernen, als Palm in das Gewölbe dringt. Alle lassen den Schleyer fallen. Verwirrtes Geschrey: „Jesus und alle Heiligen!" Nonnen verlassen das Gewölbe. Priorinn und Pater erheben sich und gehen Palm entgegen.)

Sechster Auftritt.

Priorinn. Pater. Helene. Palm. Nachher Klosterwärterinnen.

Prior. } (fast zu gleicher Zeit) { Himmel! Was erblick ich! Wer seyd
Pater. }
ihr, Pilger! um diesen geweihten Ort zu betreten, und Sterbende zu stören?

Palm. (ohne auf beyde zu achten, eilt zu Helenen und fährt voll Entsetzen einige Schritte zurück, da er sie erkennt. Dann wirft er sich, außer sich, auf sie hin) Sie ist es! Sie ist es! Helene!

Pater. (mit dräuendem Blick) Wer bist du?

Palm. Laßt Euch Dieß die Antwort geben! — Hier, hier will ich sterben! mit ihr!

(von Neuem auf sie hinsinkend)

Helene. (die sich noch ein Mahl zu ermuntern scheint) Ist es sein Geist? oder ist er es selbst? — Palm! Palm! durch welch ein Wunder seh ich dich noch ein Mahl? — Schon findest du mich an den Pforten der Ewigkeit. Ich hab' überwunden; — ein barmherziger Gott wird

mich dort richten; — aber du ... O geh! — geh! laß mich! — und rette deine Seele!

Palm. Nein, ich lasse dich nicht! Im Leben getrennt, soll uns der Tod hier vereinigen.

Helene. Geh! Beweine, wie ich, dein Verbrechen: — dann sehen wir uns dort wieder. (Palm liegt schluchzend über ihr) Lebt Eleonore! Lebt Johann noch? — Wo sind sie?

Palm. Noch leben sie. — Keiner von den Übrigen ist dem Schwert der Rache entgangen. Nur sie noch, und ich; — ich, als Bettler! als Flüchtling! — sie in eine Wildniß verbannt, dem Hunger und jedem Elend zum Raube!

Helene. (die noch ein Mahl ihre Hände mühsam zum Gebeth in die Höhe hebt) Gott! so erbarme dich auch ihrer! — Vergib ihnen! — — Lebe wohl, Palm! — Bewahr deine Seele vor Verzweiflung! Es wird — noch Alles gut werden. — (die Hände um ihn werfend) Nun, Gott! — nimm mich auf!

Palm. (verzweiflungsvoll) Helene!

(Priorinn und Pater suchen ihn vergeblich von ihr zu entfernen, worauf einige hintenstehende Klosterwärterinnen hinzutreten, um Palm von der Sterbenden hinweg zu reissen.)

Prior. Unmensch! Laß sie wenigstens ruhig sterben!

Palm. Wie? ich sollte. —

Helene. Palm! — Gott — ich sterbe!

Palm. (reißt sich los: stürzt aber ohne Empfindung zu ihren Füßen nieder.)

(Priorinn drückt ihr die Augen zu. Der Pater liegt neben ihr auf den Knien und bethet. In dem Augenblick wird zum dritten

Mahl geläutet. Man hört die Nonnen auf dem Chor in der Kirche.)

Einst wird unsers Grabes Wohnung
Nicht mehr rabenfinster seyn;
Hoffnung einer bessern Wohnung
Dämmert in das Grab hinein. —

Schwestern, euer Todesschlummer
Währt nicht ewig. Jung und schön,
Werdet ihr, nach kurzem Schlummer,
Aus der Grabeskammer gehn.

(Pause. Dann kömmt Palm allmählig wieder zu sich. Da er Helenen todt erblickt, wirft er sich von Neuem mit ausgebreiteten Armen auf sie hin.)

Pater. (ihn aufrichtend) Laß sie nun! Sie hat überwunden.

Prior. Entferne dich! Diesen Augenblick verlaß das Kloster! oder zittre!

Palm. Ich habe nichts zu fürchten; — denn sieh! (auf den Leichnam zeigend und weinend) Hier verlor ich Alles!

Prior. (wendet sich seufzend zum Pater) Wie sehr dauert er mich! — Aber doch sollt ich nicht. — —

Pater. (im sanften Ton) Geh, geh, mein Sohn! — Sieh hinauf! Gott schlug deine Wunde! — Aber auch mit dir wird Er es wohl machen.

Palm. Wird Er es, mein Vater? — — Nur noch ein Mahl! (den Leichnam umarmend) Bethet für sie und mich! — (Helenen nochmahls betrachtend, worauf er sich entreißt und eilends abgeht. Priorinn und Pater folgen ihm. Klosteraufwärterinnen decken den Sarg zu, und tragen ihn tiefer in das Gewölbe zurück.)

August Gottlieb Meißners Leben.

Er wurde am 4. November 1753 zu Bauzen in der Oberlausitz geboren, wo sein Vater ehemahls Regiments-Quartiermeister, im Jahre 1761 als Senator starb. Drey Jahre nach des Vaters Tode, zog die Mutter mit ihm nach Löbau. Hier studierte er bis 1772. Vom Jahr 1773 bis 1776 vollendete er auf den Universitäten zu Leipzig und Wittenberg das Studium der Rechte und der humanen Wissenschaften. Mit besonderer Vorliebe hörte er Plattners Vorlesungen. In diese Zeit fällt seine Bekanntschaft mit Engel, welcher auf Meißners schriftstellerische Bildung vielen Einfluß nahm. Damahls erwachte in dem Jüngling eine mächtige Neigung zur dramatischen Poesie, welche noch mehr angefacht wurde, als er mit der Seiler'schen Schauspieler-Gesellschaft in Verbindung kam. Für sie schieb er insbesondere die Operetten: das Grab des Mufti, den Alchymisten und Arsene. So eifrig Meißner aber diese Bahn betreten hatte, so verließ er sie dennoch bald wieder, auf Andringen seiner Mutter und mehrerer für sein besseres Fortkommen besorgter Freunde. Er begab sich nach Dresden, wo er zuerst Kanzelist bey dem geheimen Concilium, und endlich kurfürst-

lich-sächsischer geheimer Archivs-Registrator wurde. In dieser Stelle gewann er sich durch Talente und kluges Benehmen die volle Liebe des ihm Anfangs abgeneigten Ministers v. Wurmb.

Um diese Zeit brach Meißner durch seinen Alcibiades die Bahn in der damahls noch ganz neuen Gattung des dialogisirten historischen Romans, und fand bald viele Nachahmer. Auch seine Bianca Capello und das Schauspiel Johann von Schwaben, gehören in diese fruchtbarste Periode seines schriftstellerischen Lebens, worin er mit dem Bibliothekar Canzler in Dresden Bekanntschaft machte und gemeinschaftlich mit ihm die Quartalschrift für ältere Literatur und neuere Lectüre herausgab. Er schrieb späterhin, zum Gedächtniß seines früher verstorbenen Freundes, den in diesem Bande enthaltenen Aufsatz, woraus man sieht, wie sehr Meißner diesen Mann schätzte und liebte. Seine freundschaftlichen Verhältnisse mit den Kapellmeistern Schuster und Naumann veranlaßten ihn zu mehreren Cantaten und kleineren lyrischen Poesien, welche von ihnen in Musik gesetzt wurden.

So lebte Meißner in Dresden sehr glücklich und zufrieden, bis er im Jahr 1785 einen Ruf nach Prag erhielt, und an der Universität daselbst die Professur der Ästhetik und der classischen Literatur übernahm. Die Rede, welche er am 26. November desselben Jahres beym Antritt seines neuen Lehramtes hielt, ist nachher einzeln gedruckt erschienen, und befindet sich auch in diesem Bande. Meißner genoß in dieser Stadt die ihm gebührende Achtung und die Freundschaft mehrerer durch Rang und Kenntnisse ausgezeichneter Männer; insbesondere hatte er sich der Gunst des würdigen

Beschützers alles Guten und Schönen, des Oberst-Burggrafem, Grafen Lazansky, zu erfreuen. Die Übersetzung von Sallusts catilinarischen Krieg, mehrere Bände Diologen und Erzählungen, und vorzüglich die Biographien des Epaminondas und des nicht vollendeten Julius Cäsar, sind die schätzbaren Früchte seines Aufenthalts zu Prag. Hier schrieb er auch Naumanns Leben, lieferte Beyträge zu sehr vielen Journalen und Almanachen, und gab die Zeitschrift Apollo heraus.

Meißner lebte zwar mit seinen literarischen Bekanntschaften in friedlichen Verhältnissen; indessen fand sich doch auch hier und da eine kleine Fehde, und ein kurzer Federkrieg. Hierher gehören vorzüglich die beyden Zweykämpfe mit dem Schauspieldirector Schröder und dem Buchhändler Weygand. Mit dem Erstern verhielt sich die Sache, nach Meißners eigener Erzählung, *) folgender Maßen:

Als Meißner noch in Dresden lebte, kam auch Schröder dahin, und Beyde wohnten in einem Hause zusammen. Ich gebe nun Meißners eigene Worte. „Schröder (erzählt er) besuchte mich; fragte: ob ich „nicht etwas Dramatisches unter der Feder habe? Und „bath mich, als ich solches bejahte, ihn doch durch eigene Proben damit bekannt zu machen. Ich hatte so „eben drey Acte von einem Lustspiel, das ich Charlotte „benennen wollte, fertig liegen; und das ganze Stück „würde wahrscheinlich binnen Jahresfrist fertig gewor-

*) Man sehe die Zeitschrift: Literatur und Völkerkunde, von Archenholz. Jahrgang 5. B. 9. 1786.

„den seyn, wäre ich nicht gleich darauf in kursächsische „Dienste getreten, wo mir mehr als ein Mahl von „hoher und mittlerer Hand eingeschärft wurde: ja „nicht dramatischer Schriftsteller zu werden, wenn ich „hier in bürgerlichen Ämtern mein Glück zu machen „hoffe." —

„Aus dieser Charlotte (fährt Meißner, nach ei„ner kurzen Unterbrechung, zu erzählen fort) las ich „einige Scenen ihm vor. Mit Wohlbehagen schien er „sie anzuhören; lobte sie gegen mich, lobte sie nach„her, wie ich erfahren, auch gegen Andere; und man „kann leicht denken, daß Dieß mir angenehm seyn muß„te. Was mir aber nicht mehr angenehm seyn konnte, „war, daß ich neulich, als ich der Vorstellung des „Vetters von Lissabon beywohnte, mit der „vorzüglichsten dieser hergelesenen Scenen, wörtlich „eingewebt, überrascht wurde. Es ist diejenige, wo „das Mädchen ihrem Vater gesteht, daß sie heimlich „verheirathet, daß sie sogar schon Mutter sey; nur „Das nicht, daß sie so lang und oft ihr Kind in seinem „eigenen Hause sehen, und ihre mütterliche Neigung „verbergen können. — Vielleicht war es nur ein freund„schaftliches Compliment, als mich Diejenigen, denen „ich diesen Umstand bekannt machte, einstimmig ver„sicherten: daß eben diese Scene die beste im ganzen „Stück sey. Aber Das wenigstens weiß ich, daß es „mich ein wenig schmerzte, durch solch eine Entwen„dung die Mühe vereitelt zu setzen, die ich auf ein, „ganzer neun Jahre im Pult bewahrtes Schauspiel „verwendet habe; sie vereitelt zu sehen, in eben dem „Zeitpuncte, wo meine Bedenklichkeiten, die eine so „lange Quarantaine erzwangen, verschwunden waren.

„Ich schätze Herrn Schröder als dramatischen Schrift-„steller so hoch, daß ich keinen der jetzt lebenden über „ihn setzen möchte; ich bewundere sein glückliches Ge-„dächtniß, das so lang und so getreu das Gehörte zu „behalten vermag; ich zweifle auch gar nicht, daß er „als dramatischer Schriftsteller vollkommen verstehe, „was da wirken könne; aber Wege dieser Erwerbung „sind doch wohl nicht die erlaubten? Einer Bitte, ei-„ner Anfrage war ich doch wohl wenigstens werth? „Sein Vetter von Lissabon konnte mir (was auch lan-„ge genug geschah) ganz unbekannt bleiben; ich konnte „in aller Unschuld meine Charlotte herausgeben, konnte „dann für einen literarischen Räuber, einen poetischen „Wildschützen gelten; da eben umgekehrt — — doch „die Sache spricht von sich selbst. Mich dünkt, Herr „Schröder wird selbst diesen Ton noch äußerst glimpf-„lich finden, wird ihn nicht für einen hingeworfenen „Kampf-Handschuh, sondern nur für die Äußerung „der Nothwendigkeit halten. Ich aber ziehe für meine „Mitbrüder im Apoll die Lehre daraus: Man lese nie „vor, hat man nicht vorher den Handschlag empfan-„gen, daß der Zuhörer nur hören, nicht nachschrei-„ben und übertragen wolle." —

Im folgenden Jahrgange des erwähnten Journals ließ Schröder gegen Meißners Erklärung eine Antwort zu seiner Rechtfertigung einrücken. Er gab das von Meißner erzählte Factum der Vorlesung zu, und schob die Folge derselben auf sein schlechtes Gedächtniß. „Ich glaube Herrn Professor Meißner auf sein Wort, „daß er mir eine Scene vorgelesen hat, die der im „Vetter von Lissabon ähnlich ist; gebe gern zu, daß „durch diese Vorlesung nicht allein die Scene, sondern

„der ganze Plan des Stücks entstanden ist — aber Das „läugne ich, daß ich mich dessen erinnere, daß ich mich „erinnere, nur das Mindeste von dem Inhalte meines „Stücks gehört oder gelesen zu haben." — Schröder schloß seinen Aufsatz mit der folgenden Aufforderung: „Ich bin so sehr von des Herrn Professors literarischen „Verdiensten, und meinen Mängeln überzeugt, daß „ich ihn aufrichtig bitte, seine Charlotte dem Publi„cum bekannt zu machen, und gern will ich meinen „wieder Wissen und Willen gestohlenen Vetter aus mei„nem Bücherverzeichnisse streichen." — So war dieser Kampf abgethan.

Die andere Fehde betraf den Buchhändler Weygand in Leipzig. Meißner war auch hier der angreifende Theil. Der Gegenstand dieses Streites war der Roman: Die Familie Frink, dessen ersten Theil Meißner für den Buchhändler Weygand geschrieben hatte, *) Da es eine schwierige Sache ist, in solchen Fällen auszuspüren, auf wessen Seite — vor so vielen Jahren, das Recht war: so mag Meißner auch hier seine Beschwerden mit eigenen Worten vortragen, und den Leser — für oder wider sich stimmen lassen.

„Im Jahre 1779" erzählt Meißner in dem vorher genannten Orte, „ließ ich bey Weygand auf sein „vielfältiges Ansuchen, den ersten Theil meines Ro„mans, den vielleicht nur sehr Wenige als meine Ar„beit kennen dürften, Geschichte der Familie „Frink betitelt, drucken: doch während des Drucks

---

*) Man sehe den 12ten Theil der gegenwärtigen Sammlung von Meißners Werken, die Erzählung: Ehebruch aus Liebe.

„machte mir Herr Weygand des Verdrußes so viel, „daß ich sowohl diese Verbindung, als auch eine an„dere, in der ich und Herr Mylius in Berlin wegen „Destouches und Moliere mit ihm standen, ganz abzu„brechen beschloß. Zwar befand sich mein armer Frink „dabey am übelsten, zwar that es mir vorzüglich leid, „daß der Charakter eines gewissen Nebra, den ich „nur noch angelegt hatte, und der im zweyten Theil „erst recht an das Licht treten sollte, unvollendet blei„ben müsse; doch tröstete ich mich auch wieder durch „andere Flecken, die ich selbst erst nach dem Druck am „Plan des Ganzen wahrnahm, unterdrückte den Rest „meiner Handschrift, lehnte die Fragen derjenigen, „die nach der Fortsetzung sich erkundigten, schmerzend „ab, und Herr Weygand selbst drang auf keinen zwey„ten Theil." —

„Nun stelle man sich," fährt Meißner bald darauf fort, „meine Verwunderung vor, als ich im letzten „Ostermeß-Catalog las: daß von der Geschichte der „Familie Frink ein zweyter Theil erscheinen werde." —

Um hier nicht in den Fehler unverhältnißmäßiger Länge zu verfallen, muß ich mich auf auszugsweise Darlegung dieses Zwistes beschränken. Meißner erklärte am Schluß seiner öffentlichen Anklage, daß er sich nun gezwungen sehe, seine Handschrift selbst nochmahl zu durchgehen, zu verbessern und zu ergänzen, und das ganze Werk in drey Theilen herauszugeben, und zwar auf ein Mahl, jedoch nicht bey Weygand. Das Vornehmen wird aber nicht realisirt. Weygand schrieb nach einiger Zeit eine kräftige und ziemliche weitläufige Antwort gegen Meißners Anklage. Sie erschien im fünften Jahrgange der Literatur und Völkerkunde.

Meißner blieb aber seinem schon vorher gegebenen Versprechen getreu, und erwiederte nichts mehr. —

Nachdem Meißner die Professur in Prag durch zwanzig Jahre verwaltet hatte, folgte er einem Rufe nach Fulda, wo er als fürstlich Nassau-Oranischer Consistorialrath und Director des Lyceums angestellt wurde. Er befand sich in seiner neuen Würde und Lage sehr vergnügt; beyde wurden aber leider durch traurige Unfälle zu schnell gestört. Die Drangsale des preußisch-französischen Kriegs vom Jahre 1806, und der Schmerz über den frühen Tod seiner Lieblingstochter Elvire wirkten auf seine geschwächte Gesundheit zerstörend. Er starb am 20. Februar 1807. Die Ursache seines Todes zeigte sich bey der Eröffnung des Leichnams in den zerstörten Eingeweiden des Unterleibs, ein Übel, das sich schon seit 20 Jahren zubereitet hatte, und die Quelle vieler körperlicher Leiden bey ihm geworden war. Meißner behielt die Geistesgegenwart bis an sein Ende. In einer schlaflosen Nacht seiner letzten Krankheit dictirte er noch seinem Freunde, dem Professor Weiß, zwey Stunden vor seinem Tode, eine Elegie auf seine inniggeliebte, früh verstorbene Tochter, und schrieb selbst noch mit zitternder Hand einige Verse. Dieses Fragment seines Schwanengesangs befindet sich am Schlusse seiner gesammelten Gedichte, im 5ten Band dieser Ausgabe.

Meißner hinterließ eine Gattinn und vier Kinder. Die Erstere besang er in empfindungsvollen Gedichten. Er verband mit körperlicher Wohlgestalt die gewinnendste Liebenswürdigkeit des Betragens, er war überhaupt wohlthätig und sehr gesellig, und besaß, nebst andern angenehmen Eigenschaften, die schöne Gabe,

gut zu declamiren. Sein Herz war edel und gefühlvoll. Seiner Mutter blieb er lebenslang mit der innigsten Liebe ergeben, und machte jährlich eine Reise zu ihr nach Löbau. Für alles Wahre, Gute und Schöne zeigte er stets den größten Eifer; er stand daher mit mehreren geschätzten deutschen Schriftstellern in den freundschaftlichsten Verhältnissen. Zu den bereits genannten kann hier noch sein Schwager Rupert Beker und Langbein angeführt werden.

Das muntere Gedichtchen, womit der Letztere Meißners Vermählung besang, darf diese Biographie mit Recht schließen, da Meißner der liebevollste Gatte und Vater war:

Gnügt dir, o Freund! die Liebschaft mit den Musen
Und Grazien nun länger nicht?
Ja freylich ist der guten Mädchen Busen
Sammt ihrem Kuß ein Traumgesicht;
Und welcher Mann von Fleisch und Bein gibt viel
Um so ein trocknes Minnespiel?
Drum nimmst du dir mit Recht ein liebes Weibchen,
Das geistreich, wie die Musen, ist,
Und nebenbey dich zärtlich, wie ein Täubchen,
Mit Rosenlippen küßt.

Doch weh, o weh! nun reichet mir die Mode
Der Hochzeitwünsche dürren Schwam!
Ja drückt' ich meine Hände lahm,
Und quälte drüber mich zu Tode,
So preßt' ich, lieber Bräutigam!
Doch nicht heraus ein frisches Tröpfchen;

Drum folg' ich meinem Köpfchen,
Und lasse, meinerseits, bey deinem Liebesfest
Den alten Schwamm unausgepreßt.
Zwey Leute, welche sich wie du und Hannchen mienen,
Wird Lieb', auch ungebethen, schon
Aus Freud! und Glück den Lebensfaden spinnen;
Und eine ganze Legion
Von Wünschen, angeführt von wackersten Poeten,
Wird auch dem Mißgeschick die Thüre nicht vertreten,
Wenn's irgendwo sich einquartieren will;
Drum ists am besten, man schweigt still. —

Vergebung, Freund, daß dieses Blatt
Minutenlang dein Aug' von seinem Posten —
Von Hannchens Augen — abgerufen hat.
Ein Wort noch! Wird bey dir die alte Liebe rosten?
Wirst du, verstrickt in neue Liebe, ganz
Der Musen Zärtlichkeit verlachen?
In Nebenstunden keinen Tanz
Mehr mit den guten Mädchen machen?
Wie, würde wohl das Publicum
Der Jungefrau die Eifersucht verdanken?
Es würde sich mit ihr herum
In Corpore — mich selbst nicht ausgeschlossen — zanken;
Und eher unterschrieben wir
Auch nicht den Friedensschluß mit Ihr,
Bis sie uns einen Sohn erzogen,
Der so wie du, ist deutscher Biedermann
Und Notabene Dialogen
Und Skizzen schreiben kann.

* * *

Zum Schlusse der Biographie und der ganzen Sammlung folgt hier, um Meißners literarische Laufbahn mit einem Blicke zu übersehen, ein

Chronologisches Verzeichniß über Meißners sämmtliche Werke.

Die ersten erscheinen im Jahr

1776.

Das Grab des Mufti; komisches Singspiel.

Sophonisbe; musikalisches Drama.

1777.

Geschichte Englands, nach Hume.

Die gegenseitige Probe, Lustspiel nach Le Grand.

Beyträge zur Geschichte Deutschlands.

1778.

Das dreyßigjährige Mädchen. Lustspiel.

Der aufbrausende Liebhaber. Lustspiel nach Monvel.

Arsene; Schauspiel mit Gesang. Nach Favart

Der Alchymist. Operette. Nach le Grand.

Die wüste Insel. Singspiel nach Metastasio.

1778 bis 1788.

Die erste Ausgabe der ersten zehn Sammlungen der Skizzen.

1779.

Geschichte der Familie Frink. Erster Theil.

Destouches für Deutsche, von Meißner und Mylius Erster Theil.

1780.

Moliere für Deutsche. Erster Theil. Herausgegeben von Meißner und Mylius.

Johann von Schwaben. Schauspiel.

1781 bis 1789.

Erzählungen und Dialogen. Drey Theile.

1782.

Lope di Vega, Lessing und Pastor Richter.

Leben Franz Balthaser Schönbergs von Brenkenhof.

Der Schachspieler. Lustspiel.

Fabeln nach Holzmann.

1783.

Lob der Musik. Cantate.

1783 — 1788.

Arnauds Erzählungen. Zwey Bände.

Quartalschrift für ält. Literatur und neuere Lect. In Gemeinschaft mit Canzler; herausgegeben von 1783 — 85.

1784.

Masoniello.

1785.

Alcibiades. (1785 — 88.) 4 Theile.

Bianca Copella.

1786.

Rede über die Pflichten eines Lehrers.

Florians Novellen.

1790.

Übersetzung von Sallusts catilinarischem Krieg.

1791.

Der unsichtbare Kundschafter. 2 Theile. (1791 — 94.)

Äsopische Fabeln für die Jugend.

1792.

Spartacus.

Cantate, Sr. Majestät Kaiser Leopold dem Zweyten gewidmet.

1793.

Apollo. Monathschrift. 1793 94 und 3 Jahrgänge 97.

1797.

Böhmens Dankgefühl, Cantate.

1798.

Historisch-mahlerische Darstellungen aus Böhmen.
Cavua's Abfall und Strafe.
Epaminondas.

1799 — 1801.

Julius Cäsars Leben. Zwey Theile.

1800.

Clara von Alben, aus dem Französischen.

1803 — 1804.

Bruchstücke zu Naumanns Biographie. Zwey Theile.

* * *

Beyträge hat Meißner geliefert:
Zu Dyks komischen Theater der Franzosen.
Zu dem Taschenbuch für Dichter und Dichterfreunde.
Zu dem deutschen Museum; zu verschiedenen Almanachen; zum Theater-Journal für Deutschland; zur deutschen Monathschrift; zur Berlinischen Monathschrift; zum Archiv der Zeit und ihres Geschmacks; zu Beckers Erhohlungen, und zu einigen wenigen weniger bekannten Journalen.

Inhalt.

Über die Pflichten eines Lehrers und den Unterschied von Schrift und Vortrag. (Aus Archenholz Länder- und Völkerkunde). 1
Ein Paar Worte zu Canzlers Gedächtniß (Quartalschrift). 23
Lope di Vega, Lessing und Pastor Richter. (Erschien 1782). 41
Proben einer Oper Cora, verglichen mit der Naumannischen Oper gleiches Nahmens. (Deutsches Museum). . . 61
Habib Al Staggiars System. (Skizzen). 87
Brief der Lais an den Aristipp. (Skizzen). . . . 88
St. Dominicus und das Teufelchen. (Aus dem Romanenkal. von 1803). 107
Ein Timon neuerer Zeit. (Monathschrift Apollo). . . 116
Vier Leben statt eines Todesurtheils. (Monathschrift Apollo). 141
Menschenleben, Bücherschicksal, Schriftstellerloos. (Quartalschrift 1783). 149
Über Lesen und Belesenheit. (Apollo 1793). . . . 162
Über Schweigen und Reden. (Deutsche Monathschrift 1782). 172
Fragmente über Lob und Tadel. (Quartalschrift). . 178
Über den im jetzigen Krieg eingeführten Gebrauch ärostatischer Maschienen. (Apollo 1794). 182
Herzog Leopold und der Minnesänger. (Deutsche Monathschrift 1780). 185
Scenen aus dem Schauspiel Joh. von Schwaben. . . 209
Meißners Leben und Übersicht seiner Schriften. . . . 219

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Meißner, August Gottlieb,

Vermischte Schriften

Wien 1814
P.o.germ. 1997 v
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10128659-4